

Willy Klages

**Teuflische Lügen
und
bittere Wahrheiten**

**Die
Zwangsverschleppung
der
Ost- und Volksdeutschen
1944/45**

Sonderheft Nr. 14



**Die
Zwangsverschleppung
der
Ost- und Volksdeutschen
1944/45**

Sonderheft Nr. 14

Deportation der Ost- und Volksdeutschen

<u>Inhaltsverzeichnis</u>	Seite
Die Zwangsverschleppung der Volks- und Ostdeutschen in Ost-Mitteleuropa	2-5
Die Zwangsverschleppung der Jugoslawien-Deutschen	6-23
Die Zwangsverschleppung der Rumänien-Deutschen	24-39
Die Zwangsverschleppung der Ungarn-Deutschen	40-44
Die Zwangsverschleppung der Ost- und Volksdeutschen östlich der Oder-Neiße-Linie	44-85
Verschleppung von umgesiedelten bzw. geflohenen Rußland-Deutschen und "Straftätern" aus Mitteldeutschland sowie die Heimführung der "befreiten Sowjetbürger"	85-86
Reichs- und volksdeutsche Verschleppungsoffer	86-89
Schlußbemerkungen	89-91
Hinweise für den Leser	92-93
Quellen- und Literaturnachweis	

Die Zwangsverschleppung der Volks- und Ostdeutschen in Ost-Mitteleuropa

Ich liege gefangen und kann nicht heraus, mein Auge sehnt sich aus dem Elend. Herr, ich rufe zu dir täglich ...

Psalm 88, 9-10

Im Dezember 1944 bzw. im Januar/Februar 1945 begannen in Jugoslawien, Rumänien, Ungarn, Polen und in den deutschen Ostprovinzen planmäßige Verschleppungsaktionen. Die Festnahme und anschließende Verschleppung der volks- und ostdeutschen Zivilisten begann nicht selten mit arglistigen Täuschungsmanövern. Arbeitsfähige Zivilisten wurden z.B. von den Sowjets aufgefordert, sich wegen angeblicher Registrierungen oder für "kurze Arbeitseinsätze im rückwärtigen Frontgebiet" zu melden. Diese Aktionen dauerten jedoch oftmals mehrere Jahre und endeten mehrheitlich in Sibirien.

Bei der Zwangsarbeiterauswahl spielte die Schuldfrage keine entscheidende Rolle. Es kam hauptsächlich darauf an, die vorgegebenen Verschleppungskontingente einzuhalten. Im allgemeinen verschleppte man Personen im Alter von 15-60 Jahren. Denunzierte NS-Parteimitglieder, Facharbeiter, kräftige oder gutgenährte Personen kamen zuerst an die Reihe. Falls nicht genügend arbeitsfähige Zivilisten "angeworben" werden konnten, wurden auch ältere oder jüngere Arbeitskräfte deportiert.

Im Verlauf der tagelangen Märsche in die sowjetischen Auffang- oder Sammellager mußten die Deportierten z.T. Entfernungen von 100-150 km zurücklegen. Falls die Verschleppten nicht genügend Proviant mitgenommen hatten, mußten sie notgedrungen jämmerlich hungern. Wer das Marschtempo nicht durchhalten konnte und zurückblieb, war meistens rettungslos

verloren. In größeren Orten füllte man die gelichteten Kolonnen gewöhnlich wieder auf. Nicht wenige ahnungslose Ostdeutsche, die man kurzerhand auf offener Straße gewaltsam in die Marschkolonnen eingereiht hatte, marschierten plötzlich ohne Verpflegung und angemessene Winterkleidung nach Osten.

Nach den qualvollen Elendsmärschen kamen die Verschleppten völlig erschöpft in den sowjetischen Auffang- und Sammellagern an. In diesen Lagern wurden z.T. 1.000-10.000 Inhaftierte untergebracht. Die großen Deportationslager für den Abtransport der Ostdeutschen und Polen-Deutschen waren: Insterburg für Ostpreußen, Graudenz, Soldau und Zichenau für Westpreußen, Danzig und Sikawa für das westliche Polen sowie Posen, Beuthen, Krakau, Samor und Sanok für Schlesien und das südliche Polen.

Da die Sowjets nirgends genügend Güter- und Viehwagen bereitstellen konnten, waren alle Auffang- und Sammellager restlos überfüllt. In den Notunterkünften und Gefängniszellen herrschten katastrophale Zustände (unerträgliche Enge und völlig ungenügende Hygiene- bzw. Luftverhältnisse). Im Zuchthaus Bartenstein wurden z.B. 31 Frauen in einer Einzelzelle untergebracht. Die Verschleppten erhielten häufig tagelang nichts zu essen und zu trinken. In den Lagern fanden außerdem tagein und tagaus gefürchtete Verhöre statt, um Geständnisse zu erpressen.

Als der Abtransport in die UdSSR begann, reagierten viele Häftlinge sogar erleichtert. Die Deportierten konnten es sich damals einfach nicht vorstellen, daß ihr zukünftiger Lebens- bzw. Leidensweg noch wesentlich entsetzlicher werden sollte. Im allgemeinen trieb man durchschnittlich 40-55 Personen in die Vieh- und Güterwaggons. Frauen und Männer transportierte man größtenteils in separaten Waggons. In der Regel gab es dort weder Pritschen noch Stroh, keine Öfen und Aborte, sondern nur Schmutz und Schnee. Die abgemagerten Gefangenen wurden dermaßen eng zusammengepfercht, daß sie nicht einmal sitzen, geschweige denn liegen konnten.

Je weiter die Züge nach Osten rollten, desto kälter wurde es. In den Wintermonaten Januar bis März 1945 froren die nur notdürftig bekleideten Gefangenen entsetzlich. Die tödliche Kälte forderte täglich zahllose Opfer. Nachdem sich die Reihen gelichtet hatten, wanderten die halberfrorenen Menschen in den ungeheizten Viehwaggons auf und ab, um nicht zu erfrieren. Die menschenunwürdige Unterbringung (Schmutz und Ungeziefer), Durst und Hunger quälte die Verschleppten von Tag zu Tag mehr. Im Verlauf der wochenlangen Schreckensfahrten erhielten sie oftmals nur völlig unzureichende Trinkwasser- und Verpflegungsrationen.

Obgleich die Gesundheit und das Leben der deutschen Zwangsarbeiter sehr gering eingestuft wurden bzw. völlig unbedeutend waren, ließen die sowjetischen Wachleute grundsätzlich keinen Deportierten entkommen. Die Wachposten stiegen z.B. regelmäßig auf die Güterwaggons und klopfen die Waggonwände gewissenhaft nach gelockerten Brettern ab, um Fluchtversuche zu verhindern.

In den überfüllten Viehwagen entwickelten sich schon bald fürsorgliche Schicksalsgemeinschaften, aber die eisige Kälte, ungenügende Verpflegung und katastrophale Hygieneverhältnisse forderten täglich weitere Todesopfer. Die Lage der Kranken war hoffnungslos, denn sie erhielten mehrheitlich keine ärztliche Versorgung, Medikamente oder Verbandsmaterial. Tagein und tagaus kämpften sterbenskranke Alte, Schwache und Kranke mit dem Tode und starben qualvoll. Viele Menschen erlitten Nervenzusammenbrüche und wurden wahnsinnig.

Die steifgefrorenen Leichen zerrte man vor der Verpflegungsabgabe aus den Waggons. Obwohl man die entkleideten Verstorbenen regelrecht "aufstapeln" konnte, waren die "Leichenwagen" bereits nach einigen Tagen überfüllt, so daß die Toten kurzerhand am Bahndamm verscharrt bzw. "ablegt" werden mußten. Mit zunehmender Fahrdauer wurden die "Todeszüge" allmählich leerer. Im Verlauf der langen Verschleppungstransporte in die UdSSR verursachten der Kältetod und lebensgefährliche Krankheiten (Ruhr, Typhus, Gesichtsröse etc.)

verheerende Verluste. Bei diesen Transporten kamen durchschnittlich bereits bis zu 10 % der deutschen Reparationsverschleppten ums Leben (x001/84E).

Die Zwangsarbeitslager befanden sich vorwiegend in den sowjetischen Industriebezirken am Ural, in den Don- und Donez-Gebieten, im Kaukasus, in der Nähe des Eismeereres oder in Turkmenien (ca. 4.000 km von der bisherigen Heimat entfernt).

Verschleppungsziele und Fahrtdauer (Beispiele):

Filipovo (Batschka/Jugoslawien) - Charkow (Donez-Becken) = 02.01.-21.01.1945.

Pantschowa (Banat/Jugoslawien) - Woroschilowgrad (Donez-Gebiet) = 07.01.-27.01.1945.

Baja (Ungarn) - Grosnyi (Kaukasus) = 09.01.-05.02.1945.

Kronstadt (Rumänien) - Woroschilowgrad = 12.01.-26.01.1945.

Insterburg - Ural-Gebirge = 05.02.-02.03.1945.

Krakau - Donezbecken = 02.03.-16.03.1945.

Insterburg - 100 km östlich von Moskau = 05.03.-18.03.1945.

Schwiebus - 250 km südlich von Moskau = 06.03.-22.03.1945.

Insterburg - Baku (Hafen am Kaspischen Meer) = 23.03.-10.04.1945.

Beuthen - Alma Ata (Kasachstan) = 23.03.-21.04.1945.

Schwiebus - Oka-Gebiete (Ostsibirien) = 25.03.-18.04.1945.

Soldau - 400 km östlich von Ufa (Baschkirien) = 25.03.-18.04.1945.

Soldau - Südural = 07.04.-28.04.1945.

Graudenz - Sibirien = 14.04.-01.05.1945.

Beuthen - Ural-Gebirge = 17.04.-08.05.1945.

Wegen der hohen Sterblichkeitsraten erfolgten bereits im Sommer und Herbst 1945 einige Lagerauflösungen und die ersten Rücktransporte. In erster Linie wurden Nichtarbeitsfähige und kranke Deutsche nach Hause zurückgeschickt. Viele zu Tode erkrankte Verschleppte überlebten den Rücktransport nicht. Nach diesen ersten Rücktransporten führten die Sowjets in den Jahren 1946 bis 1948 weitere Rücktransporte von deutschen Zwangsverschleppten durch. Die letzten größeren Rücktransporte wickelte man im Jahre 1949 ab.

Diese Zwangsdeportationen verstießen eindeutig gegen verbindliche Völkerrechtsnormen, wie z.B. die Haager Landkriegsordnung; 3. Abschnitt (x077/39), denn Zwangsverschickungen (Deportationen von Menschen in Gebiete außerhalb des angestammten Siedlungsgebietes durch den eigenen Staat oder eine Besatzungsmacht) waren schon damals nur als "ordnungsmäßige Kriminalstrafe" und unter menschenwürdigen Umständen zulässig (x051/111).

Die "Großen Drei" (der britische Premierminister Churchill, US-Präsident Roosevelt und der sowjetische Regierungschef Stalin) einigten sich bereits während der Konferenz von Teheran (vom 28.11. bis zum 1.12.1943) grundsätzlich über die politische Zukunft und das wirtschaftliche Schicksal des Deutschen Reiches. Stalin forderte damals z.B. die Zerstörung der deutschen Schwerindustrie und mindestens 4,0 Millionen deutsche Zwangsarbeiter, die für den Wiederaufbau der UdSSR sorgen sollten (x043/394).

Churchill teilte dem US-Präsidenten Roosevelt am 24. November 1944 schriftlich mit (x025/-262): >>Mit der "Verschickung" von 2 oder 3 Millionen Nazis als Zwangsarbeiter bin ich einverstanden.<<

Am 16. Dezember 1944 unterschrieb Stalin schließlich die völkerrechtswidrige Weisung 7161 des Staatlichen Verteidigungskomitees und ordnete damit die Deportation von arbeitsfähigen Volksdeutschen aus Jugoslawien, Rumänien, Ungarn, Bulgarien und aus der Tschechoslowakei zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion an (x046/279).

Am 3. Februar 1945 unterschrieb Stalin die völkerrechtswidrige Weisung 7467 des Staatlichen Verteidigungskomitees und ordnete die Deportation von arbeitsfähigen Volksdeutschen aus Polen und von Reichsdeutschen aus den deutschen Ostprovinzen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion an (x046/279).

"Das große Lexikon des Dritten Reiches" berichtete später über Josef Stalin (x051/558):

>>Stalin, Josef, ursprünglich J. Dschugaschwili, geboren in Gori (Georgien) 21.12.1879, gestorben in Kunzewo (heute Moskau) 5. März 1953, sowjetischer Politiker; Sohn eines Schuhmachers, Ausbildung im Priesterseminar in Tiflis (1894-98) und Entlassung wegen marxistischer Agitation, 1898 Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (ab 1904 der Mehrheitsfraktion der Bolschewiki), mehrfach verhaftet und nach Sibirien verbannt, 1912 Mitglied des Zentralkomitees, Annahme des Beinamens Stalin (= der Stählerne) und Mitbegründer der Parteizeitung "Prawda", 1913-17 erneut Verbannung.

Stalin kehrte erst nach der Februarrevolution im März 17 nach Petrograd zurück, setzte sich zunächst für einen gemäßigten Kurs ein, übernahm dann aber Lenins Forderung nach gewaltsamer Machteroberung, wie sie in der Oktoberrevolution 1917 gelang. Stalin stieg 1922 vom Volkskommissar für Nationalitätenfragen (1917-23) zum Generalsekretär des Zentralkomitees auf und hielt diese Machtposition trotz der Warnungen des sterbenden Lenin. Bis 1929 hatte Stalin alle Rivalen, insbesondere Trotzki überspielt und errichtete in den 30er Jahren eine persönliche Diktatur auf der Basis polizeistaatlichen Terrors.

Mit Zwangskollektivierung der Landwirtschaft und einem aufwendigen Industrialisierungsprogramm versuchte er zugleich, die außenpolitische Unabhängigkeit durch wirtschaftliche Gesundung und Aufrüstung zu sichern. Der Spanische Bürgerkrieg und das Münchener Abkommen machten ... die Gefährdung der jungen Sowjetunion deutlich: Zum einen war die Rüstungslücke zu den faschistischen Staaten weiterhin erheblich, zum anderen zeichnete sich bedrohlich eine Koalition der Westmächte mit Hitler ab.

Stalin ersetzte daher 1939 seinen prowestlichen Außenminister Litwinow durch Molotow und erreichte trotz der ideologischen Gegensätze mit dem Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffsvertrag vom 23.8.39 erheblichen Zeitgewinn und konnte mit Hitlers Billigung seine territoriale Basis durch Annexionen (Ostpolen, Bessarabien, Baltische Staaten u.a.) und den Winterkrieg gegen Finnland ausbauen.

Zwar geriet die Sowjetunion durch den von Stalin noch nicht vermuteten deutschen Angriff (22.6.41) im Rußlandfeldzug dennoch an den Rand des Zusammenbruchs, doch Stalins Nichtangriffspakt mit Japan (April 41) hielt, ein Bündnis mit England (und damit den USA) half und der Appell an den russischen Patriotismus brachte schließlich die Wende.

Dachte Stalin, ab 1941 auch Ministerpräsident und 1943 Marschall, zunächst noch an einen möglichen Sonderfrieden mit dem Deutschen Reich, so setzte er schon bald, wie seine Alliierten, auf die Bedingungslose Kapitulation und lehnte sogar deutsche Austauschangebote für seinen gefangenen Sohn Jakow ab, der in deutscher Haft 1943 umkam.

Auf den Konferenzen von Teheran, Jalta und Potsdam erwies sich Stalin als der geschickteste Verhandler und sicherte seine gewonnenen Positionen durch eine Politik der vollendeten Tatsachen (u.a. Vertreibung). Zu Hilfe dabei kamen ihm die Wechsel in der politischen Führung der USA und Englands 1945 sowie das im Krieg gewaltig angewachsene Potential der Roten Armee.

Es erlaubte ihm einen Konfliktkurs, der zum erwünschten Kalten Krieg mit seinen einstigen Verbündeten und zur Abschottung durch einen Eisernen Vorhang führte, hinter dem Stalin das Programm der Bolschewisierung Ost- und Südosteuropas ungestört vorantreiben konnte.<<

Churchill, Roosevelt und Stalin trafen sich vom 4. bis zum 11. Februar 1945 auf der Halbinsel Krim zur "Jalta-Konferenz". Bei dieser Konferenz vereinbarten "Die Großen Drei", daß die Sowjets deutsche Arbeitskräfte (ein Teil der zugesagten Reparationen) in die Sowjetunion "schaffen" könnten (x010/19).

Die Zwangverschleppung der Jugoslawien-Deutschen

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1961 über die Zwangverschleppung der Jugoslawien-Deutschen (x006/93E-97E): >>Die Deportation in die UdSSR

Die zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion bestimmten Jugoslawiendeutschen wurden um die Jahreswende von 1944 auf 1945 deportiert. Davon war vor allem die im Banat und in der Batschka und Baranja ansässige Bevölkerung betroffen. Die Ausführung der Aktion, die Erfassung der arbeitsfähigen Jahrgänge, sowie der Transport zu den Verladebahnhöfen lagen in den Händen der Partisanenkommandos.

Die Musterung auf Arbeitstauglichkeit wurde in der Regel kurz vor dem Abtransport durch russische Kommissionen vorgenommen. Es ist anzunehmen, daß der Verschleppungsaktion ähnlich wie in Ungarn und Rumänien russische Forderungen nach Arbeitskräften für den Wiederaufbau in den durch Kriegsschäden betroffenen sowjetischen Gebieten zugrunde lagen.

Da es sich bei der Eroberung der Woiwodina durch die Rote Armee nicht um die Besetzung von Feindesland handelte, wie im Falle Ungarns, und sich die Beziehungen zwischen Sowjets und Jugoslawien zunächst ungleich enger gestalteten als die zwischen Sowjets und Rumänien, liegt die Annahme recht nahe, daß russische Forderungen zur Stellung von Arbeitskräften sich nur auf die deutsche Bevölkerung bezogen haben.

Ob hierüber Verhandlungen zwischen Tito und Stalin geführt wurden, ist jedoch unbekannt. Dem Partisanenregime bot sich auf diese Weise eine zusätzliche Möglichkeit, in der schon begonnenen radikalen Lösung des deutschen Problems weiter voranzuschreiten. Andererseits zeigte sich im Verlauf der Zwangverschickung, daß die Partisanen an einzelnen Stellen den Abtransport von Handwerkern und Facharbeitern zu verhindern suchten, da ihnen an der Ausnutzung dieser Kräfte für den Wiederaufbau ihres Landes gelegen sein mußte.

Die Deportationen setzten schlagartig am 25.12.1944 ein; sie dauerten bis Anfang Januar 1945. Bei der Wahl des ersten Zeitpunktes war man wohl bestrebt, den Moment zu nutzen, an dem die Mitglieder der einzelnen Familien anlässlich der Feiertage zusammengekommen waren. Von der Aushebung betroffen waren die arbeitsfähigen Jahrgänge der deutschen Bevölkerung, Männer im Alter von 17 bis 45, Frauen im Alter von 18 bis 40 Jahren. Diese wurden in den Dörfern aufgefordert, sich auf den Gemeindehäusern einzufinden, wo sie von Partisanen erstmals registriert wurden.

Sodann folgte der Abtransport zu den Sammelstellen, der entweder sofort geschah oder nach kurzfristiger Entlassung der Betroffenen vollzogen wurde. Dabei gab man diesen Gelegenheit, warme Kleidung und Lebensmittel für ca. 14 Tage mit sich zu nehmen, die, wie gesagt wurde, zum Unterhalt für einen längeren Arbeitseinsatz innerhalb Jugoslawiens notwendig wären. In manchen Gegenden wurde Gepäck bis zu einem Gewicht von 200 kg zugelassen und empfohlen. Die zur Deportation Erfassten wurden zu den Sammelstellen zu Fuß unter Partisanenbewachung transportiert.

Die Sammelstellen befanden sich in den Städten mit günstigen Eisenbahnanschlüssen; in der Batschka waren dies Sombor, Apatin, Kula und Hodschag, im Banat Kikinda, Pantschowa, Groß-Betschkerek und Werschetz. In diesen Städten und den ihnen benachbarten Ortschaften folgten auf die Aushebung unmittelbar Verladung und Abtransport. Aus ihnen wurden auch die arbeitsfähigen Insassen der Internierungs- bzw. Arbeitslager deportiert, soweit sie nicht auswärts zur Arbeit eingesetzt waren.

Dem Abtransport ging eine Musterung durch sowjetische Militärkommissionen voraus; in vielen Fällen war sie mit einer ärztlichen Untersuchung verbunden. Zurückgestellt wurden in der Regel nur Schwangere, Frauen mit Kleinkindern, offensichtlich Kranke und Körperbehinderte. Der Anteil der Frauen überwog sehr stark; zu den einzelnen Verschleppungstransporten gehörten häufig 6- bis 8mal soviel Frauen wie Männer, deren arbeitsfähige Jahrgänge zum

größten Teil zu den Einheiten der Waffen-SS und Wehrmacht eingezogen waren.

Die Ausgehobenen blieben bis zum Abtransport und oft auch noch während der Fahrt über ihr Schicksal im Ungewissen; es kam jedoch auch gelegentlich vor, daß sie nach der Musterung über die Deportation in die Sowjetunion unterrichtet wurden. Die kursierenden Gerüchte veranlaßten allerdings viele, sich mit warmer Winterkleidung einzudecken; Klarheit über das tatsächliche Reiseziel gewannen viele erst auch dem Überschreiten der rumänischen Grenze. Der Transport geschah in Güterwaggons, die nur notdürftig mit Stroh versehen und mit 30 bis 45 Personen belegt wurden.

Die Transportzüge, die auf den Verladebahnhöfen zusammengestellt wurden, waren 40 bis 50 Waggons stark. Das Begleitpersonal bestand aus russischen Soldaten, die sich während der Fahrt im allgemeinen korrekt verhielten. Die Waggons waren während der Fahrt durch Jugoslawien fest verschlossen und wurden erst nach dem Passieren der Grenze dann und wann auf offener Strecke oder an kleinen Stationen geöffnet.

Die Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln während der Fahrt war denkbar unzureichend, konnte jedoch teilweise durch "die mitgenommenen Vorräte ausgeglichen werden. Da kaum Brennmaterial für die in den Waggons aufgestellten kleinen Eisenöfen aufzutreiben war, erhöhten sich die Strapazen der Fahrt, so daß es zu zahlreichen Erkrankungen und vereinzelt Todesfällen kam.

Die Fahrt dauerte im Durchschnitt 15 bis 20 Tage und führte durch Rumänien, wo meistens in Jassy auf russische Breitspurwaggons umgeladen wurde. Das Ziel der Transporte war zumeist das Industrieviertel im Donezbecken, wo die Deportierten in Arbeitslager überführt wurden, die sich auf Städte und Kreisgebiete zwischen Charkow und Rostow verteilten.

Nach einer kurzen Ruhepause von acht bis vierzehn Tagen begann der Arbeitseinsatz. Unterschiedslos wurden Männer und Frauen zu schwerer Arbeit herangezogen. Die Kräftigeren arbeiteten unter Tage, wo sie zunächst zur Instandsetzung der Gruben, dann in der Kohleförderung eingesetzt waren. Die anderen führten Aufräumarbeiten aus und waren, zunächst im Rahmen des Wiederaufbaus, auf Bauplätzen, Entladebahnhöfen, in Industriewerken, auf Sowchosen und Kolchosen usw. tätig. Gearbeitet wurde nach dem sowjetischen Leistungssystem.

Die Zuteilung der sehr knappen Lebensmittelrationen war abhängig von der Erfüllung vorgeschriebener, oft sehr hoher Arbeitsnormen. Von den baren Lohnzuwendungen verblieb nach dem Abzug der Unterbringungs- und Verpflegungskosten nur ein unbedeutender Rest, so daß eine formale Gleichstellung der Deportierten mit den russischen Arbeitern, soweit sie überhaupt bestanden hat, praktisch ohne Bedeutung blieb. Bis 1947 wurde häufig wochentags in zwei Schichten zu 12, sonntags zu 9 Stunden gearbeitet, später in drei Schichten zu je 8 Stunden.

Die mangelnde fachliche Qualifikation für die Arbeitsleistungen, allgemeine Erschöpfung und ungenügend geschützte Arbeitsplätze führten häufig zu schweren Unfällen. Die Ernährung war völlig unzulänglich und stand in keinem Verhältnis zur geforderten Leistung. Wenn sich die Versorgung auch allmählich im Zuge der allgemeinen Verbesserung der Verhältnisse in der Sowjetunion nach dem Kriege hob - insbesondere bedeutet das Jahr 1947 hier einen gewissen Wendepunkt - und die Möglichkeiten eines zusätzlichen Lebensmittelerwerbs, z.B. durch Arbeit auf Kolchosen, zunahm, so forderten Hunger, Unfälle und Unterernährung doch viele Todesopfer.

Dazu kamen die mangelhaften hygienischen Verhältnisse; sie riefen in den Lagern zahlreiche Epidemien hervor, die durch die Überfüllung der Massenquartiere, fehlende ärztliche Behandlung und Medikamentenmangel noch gesteigert wurden.

Die ersten Kranken und Arbeitsunfähigen wurden im Sommer 1945 entlassen. Weitere Krankentransporte wurden im Laufe der Jahre 1946, 1947 und 1948 zusammengestellt. Die allgemeine Entlassung begann mit der Auflösung dieser Lager im Oktober/November 1949.

Die Transporte wurden über Frankfurt (Oder) in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands geleitet. Einige kleinere Krankentransporte wurden im Sommer und Herbst 1945 nach Jugoslawien zurückgeführt, wo man die von den Sowjets entlassenen Heimkehrer sofort in die bestehenden Zwangslager für Volksdeutsche verbrachte.

Als im Laufe des Jahres 1946 weitere Volksdeutsche aus Jugoslawien mit Krankentransporten ins rumänische Entlassungslager Focsani kamen und dann in ihre Heimat weitergeleitet werden sollten, verweigerten die jugoslawischen Behörden ihre Aufnahme. Die Transporte dieser Heimkehrer wurden dann wochenlang im Grenzgebiet zwischen Jugoslawien, Rumänien und Ungarn hin- und hergeschoben, bis sie sich zerstreuten oder sie schließlich von den ungarischen Behörden nach Österreich abgeschoben wurden.

Die Gesamtzahl der in die Sowjetunion deportierten Jugoslawiendeutschen läßt sich nach der Zahl und Stärke der ermittelten Transporte auf ca. 27.000 bis 30.000 schätzen.

Die Verlustquote ist schwerer zu bestimmen, jedoch wird man annehmen dürfen, daß ca. 16 Prozent der Deportierten in der Sowjetunion verstorben sind; die Mehrzahl der Überlebenden wurde durch Krankheiten und Entbehrungen physisch gebrochen.<<

Internierung im Dezember 1944 und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager Makejewka im Donezbecken im Januar 1945, Zwangsarbeit bis November 1949

Erlebnisbericht der Katharina T. aus Kubin im Banat in Jugoslawien (x006/300-302): >>Am 6. Oktober 1944 wurde ... (Kubin) von den Russen besetzt. Die einheimischen Partisanen hatten von den Russen die Erlaubnis, die Deutschen so zu behandeln, wie es ihnen beliebte, und das taten sie auch. Wir lebten in ständiger Angst, ... mußten uns täglich melden und wurden täglich zur Arbeit getrieben. Von diesen Leuten sind jeden Tag ... einige verschwunden. Später hat man von den Serben selber erfahren, daß diese Leute totgeschlagen oder zu Tode gequält wurden. ...

Die Partisanen haben überall und alles geplündert, auch haben sie die russischen Soldaten zu deutschen Mädchen gebracht. Wir wurden von den Großeltern (die Eltern waren nicht mehr zu Hause) versteckt, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. ...

Am 30. Dezember 1944 kam ein Aufruf, alle Mädchen und Frauen zwischen 18 und 30 Jahren müssen sich melden. Die, die nicht kamen, wurden von bewaffneten Partisanen abgeholt. Am 30. Dezember 1944 bin ich mit noch 45 Mädchen und Frauen aus Kovin nach Rußland verschleppt worden.

Am 1.1.1945 wurden wir in Pantschowa in Viehwaggons verladen. Es war ein großer Transport, denn es wurden vom ganzen Banater Kreis die Leute zusammengebracht. Die Fahrt von dort nach Rußland dauerte 16 Tage.

Während dieser 16 Tage bekamen wir ein einziges Mal etwas zu essen, einen Sack Knäckebrötchen und einen Schinken pro Waggon. In einem Waggon waren 40 Leute. Wir waren Tag und Nacht unterwegs.

Der Transport wurde auf 3 Lager verteilt. Ich war bei denen, die nach Makejewka, Kreis Stalino, kamen.

Dort angekommen, wurden wir in einem Hallenbad untergebracht, denn sämtliche Lager waren zerstört. Die Männer mußten diese Lager in Ordnung bringen und aufräumen. Die ersten 8 Tage verbrachten wir mit ärztlichen Untersuchungen und allgemeiner Reinigung. Auch über unsere politische und religiöse Meinung wurden wir ausgefragt. Nach diesen 8 Tagen wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Ich kam in eine Eisengießerei und mußte dort Erde schaufeln. ...

Es war eine schwere Arbeit, wir mußten 12 Stunden am Tage arbeiten, Tag- und Nachtschicht. Andere Gruppen wurden für Straßenbauarbeiten, Aufbauarbeiten, Bau von Eisenbahnstrecken und landwirtschaftliche Arbeiten eingeteilt. Nach Kriegsende wurde die Arbeitszeit auf 8 Stunden am Tage und in 3 Schichten eingeteilt. Wir bekamen nur sehr wenig zu essen, zweimal am Tag ¼ Liter Krautsuppe und einen Eßlöffel Hirsebrei und etwas Brot, je

nach Schwere der Arbeit, von 500-1.000 g.

Wir wurden zur Arbeit und auch zum Essen von bewaffneten Russen begleitet. - Schmuck und Armbanduhren wurden uns von einem russischen Offizier abgenommen.

Es war im Lager verboten, mit den Männern in Verbindung zu treten. Wenn die Aufseher eine Frau mit einem Mann im Lager sahen, wurde sie einige Tage eingesperrt und bekam weniger Brot. Dem Mann dagegen passierte gar nichts. In unserem Lager waren 35 Frauen und 150 Männer. Es war eines Tages doch so weit, daß einige Frauen schwanger wurden, diese durften dann mit einem Krankentransport nach Deutschland fahren.

Daraufhin wollten mehrere Mädchen ein Kind, um auf diese Weise aus dem Lager entlassen zu werden. Den Russen fiel dies natürlich auf. ... Wenn sie erfuhren oder merkten, daß ein Mädchen schwanger war, zwang man sie, zu einem Arzt zu gehen, um das (Problem) zu beseitigen. Tat es das Mädchen nicht, zwang man den betreffenden Mann, den ärztlichen Eingriff zu erlauben. Erhielt man keine Erlaubnis, dann wurden beide eingesperrt. ...

Ab 1948 wurden wir nicht mehr bewacht und durften frei herumgehen. In Rußland wurde uns gesagt, daß wir von den Serben ... für 5 Jahre verpflichtet wurden, dies traf auch zu, denn wir wurden erst nach 5 Jahren Arbeit aus Rußland entlassen.

Bis 1948 wurden schwangere Frauen entlassen, nach 1948 nicht mehr, so daß die Kinder in Rußland zur Welt kamen. Die Frauen mußten weiterhin zur Arbeit gehen. Eine Frau blieb immer daheim und betreute die Kinder.

Ich lernte meinen Mann im Lager in Rußland kennen, er war aus meiner Heimat. Ich brachte auch in Rußland ein Kind zur Welt und wurde dann mit meinem Mann im Jahre 1949 aus Rußland entlassen und kam im November 1949 nach Deutschland.<<

Internierung Ende Dezember 1944, Zugtransport in den Industriebezirk von Woroschi-lowgrad im Januar 1945, Zwangsarbeit bis November 1946

Erlebnisbericht der Fabrikarbeiterin Karolina G. aus Bulkes in der Batschka, Jugoslawien (x006/309-313): >>Zu Weihnachten 1944 wurden aus Bulkes etwa 80 arbeitsfähige Frauen und Mädchen (im Alter von) ... 18 und 30 Jahren zu Zwangsarbeiten nach Rußland verschleppt. Diese Frauen wurden in Fußmärschen bis nach Baja, einem Sammelager für die Verschleppungsaktionen in Südungarn gebracht, und am 11. Januar 1945 in die dort zusammengestellten Transporte eingereiht.

Am 29.12.1944 wurde durch Trommelschlag bekanntgegeben, daß sich alle Frauen von 30 bis 40 Jahren sofort im Gemeindeamt zu melden hätten. Ich mußte auch auf die Gemeinde, wo uns gesagt wurde, daß wir in zehn Minuten mit Lebensmitteln für fünfzehn Tage und mit zwei Garnituren Wäsche wieder zurück sein müssen, wir kämen in die Umgebung auf Arbeit. Als ich zurückkam, waren inzwischen auch die noch zurückgebliebenen jüngeren Frauen zusammengetrieben worden; wir waren insgesamt genau 120 Frauen.

Wir wurden gleich festgehalten und in der Nacht ... um 2 Uhr unter Bewachung zu Fuß nach Backa Palanka getrieben; von dort wieder zu Fuß ... nach Odzaci, wo wir zu Neujahr, völlig erschöpft, russischen Offizieren übergeben wurden. Kurz darauf wurden wir in Güterwagen zu je 30 Personen verladen. Insgesamt wurden mit uns am Neujahrstag 1.400 Volksdeutsche ... verladen.

Die Waggons wurden verschlossen und nur jeden zweiten oder dritten Tag auf zehn Minuten geöffnet, so daß wir auch die Notdurft in den Wagen verrichten mußten. Der Transport wurde von russischen Soldaten begleitet und bewacht, er ging nach Rußland. Während der 19tägigen Fahrt erhielten wir nichts Warmes zu essen und zu trinken. Erst am 17. Tag erhielten wir in Rußland die erste und einzige Verpflegung: eineinhalb Kilo Brot, ein kleines Stückchen Fleisch, einen Eßlöffel Zucker und etwas Tee, den wir nicht kochen konnten, weil wir nichts zu heizen hatten.

In den Wagen hatten wir kein Stroh, wir sind buchstäblich an den Brettern angefroren. Man

gab uns auch kein Wasser. Wir haben das Eis, das sich von der Ausdünstung an der Innenseite der Waggon niedergeschlagen hatte, von den Wänden heruntergekratzt und gegessen. Viele sind auf diesem Transport erkrankt und gestorben, zahlreiche hatten Durchfall. ...

Völlig erschöpft kamen wir am 19.1.1945 in Antrazit, in Woroschilowgrad im Donezbecken, an. Wir wurden in ein acht Kilometer entferntes Lager eingewiesen. Die ersten acht Tage lagen wir auf dem gefrorenen Fußboden. Die Fenster waren kaputt, so daß es hereinschneite. Die Männer aus unserem Transport reparierten gleich die Fenster und bauten 3 übereinanderliegende Pritschen auf, so daß wir wenigstens liegen konnten.

Ich lag mit 30 Frauen in einer Stube, die etwa 16 qm groß war, über ein Jahr lang auf den Brettern. Stroh, Tische oder Stühle gab es nicht, wir hatten kaum Platz zum Liegen. Rings um das Lager war ein dreifacher Stacheldraht gezogen, es war dauernd von Soldaten und z.T. auch von bewaffneten Frauen bewacht. In diesem Lager war nur unser Transport, 1.400 Volksdeutsche aus Jugoslawien, untergebracht.

Der größte Teil der Lagerinsassen - man bezeichnete uns als Zivilinternierte - wurde zur Arbeit in den Kohlengruben verpflichtet. Ich und noch 50 Frauen wurden in die Stadt Antrazit zu Aufräumarbeiten geführt. Täglich mußte ich acht Stunden lang schwerste Arbeit verrichten. 6 Tage arbeitete ich in der Stadt, am 7. Tag, den wir eigentlich frei haben sollten, mußte ich auf dem Feld, auf dem das Gemüse für die Lagerinsassen angebaut wurde, von morgens bis abends, oft 10 und mehr Stunden umgraben und hacken.

Wenn ... die vorgeschriebene Arbeit nicht verrichtet und ... eine Meldung an die Lagerleitung erstattet wurde (und das war oft der Fall), wurden die betreffenden Personen im Lager schwer mißhandelt, geschlagen und während der Nacht in den Keller gesperrt.

Als Lohn erhielt ich monatlich 140 bis 200 Rubel. Dieses Geld mußte ich aber wieder für die Lagerverpflegung ausgeben. Es blieben monatlich höchstens 20 Rubel übrig. Manchmal langte der Monatslohn nicht einmal für die Lagerverpflegung. Kleider und Schuhe bekamen wir keine.

Die Verpflegung war sehr schlecht und sehr eintönig. Wir bekamen Tag für Tag das gleiche Essen. Morgens gab es einen halben Liter Wassersuppe mit Tomaten, ... etwas Tee und 500 g Schwarzbrot, das nicht richtig ausgebacken und kaum genießbar war. Abends bekamen wir wieder eine Wassersuppe mit etwas Gurken und 2 Eßlöffel Maisschrot. Sonst erhielten wir nichts zu essen.

Wer Geld hatte, konnte sich auf dem sogenannten "freien Markt", auf dem alles sehr teuer war, zusätzlich Bohnen, Maisschrot, Gurken oder Tomaten kaufen. Wir verkauften alle mitgebrachten Kleidungsstücke und Sachen an die Russen, soweit wir sie entbehren konnten, um zu etwas Geld zu kommen. ...

In den Wintermonaten 1945/46 starben in unserem Lager täglich 6-7 Personen. Von den mit mir verschleppten 120 Frauen aus Bulkes (in der Batschka/Jugoslawien) sind bis zu meiner Entlassung (Mitte November 1946) 49 gestorben. ... Die hygienischen Verhältnisse waren fast unerträglich. Wir waren verlaust und konnten vor Wanzen im Sommer nicht schlafen.

Im Winter 1945/46 brach Kopftyphus aus. ... Außer 2 Sorten Tabletten gab es keine Medikamente. Ins Krankenrevier wurden nur diejenigen aufgenommen, die morgens über 38 ° C Temperatur hatten. Alle anderen mußten zur Arbeit. Es kam oft vor, daß mehrere bei der Arbeit zusammenbrachen.

Gottesdienst gab es keinen. Einige von uns hatten Bibel und Gesangsbuch mitgenommen, diese wurden ihnen aber von den Wachleuten, während wir auf der Arbeit waren, mit anderen Sachen aus der Unterkunft gestohlen und als Zigarettenpapier verwendet.

Wir konnten uns über die Behandlung und über die unzureichende Verpflegung nirgends beschweren. Als wir dem Lagerkommandanten durch einen Landsmann ... die Bitte vorbrachten, uns mehr Essen zu geben, da wir nicht mehr arbeiten könnten, wurde uns mit Prügelstrafe gedroht und gesagt, daß wir bei 200 g Brot in den Keller gesperrt würden, wenn wir nicht ar-

beiten wollten.

Während meiner 22monatigen Internierung erhielt ich im ganzen 2 Rote-Kreuz-Karten (zum Versand). Ich glaube nicht, daß sie weiterbefördert wurden, denn ich erhielt kein einziges Mal Post.

In der Zeit, in der ich dort war, wurde das Lager lediglich einmal, und zwar im Sommer 1946, mit etwa 300 Deutschen aus den polnischen Gebieten aufgefüllt. Diese waren nicht so widerstandsfähig wie wir und sind in kürzester Zeit zugrunde gegangen. Als ich entlassen wurde, waren von diesen 300 nur noch etwa 50-60 Personen am Leben.

Am 12.9.1946 wurden die ersten 200 Kranken und Arbeitsunfähigen aus unserem Lager fortgebracht. Sie wurden, wie ich später erfuhr, in die russische Zone Deutschlands entlassen.

Am 13.11.1946 wurden in unserem Lager die Frauen, die über 35 Jahre alt waren, insgesamt etwa 180, ... darunter auch ich, in Güterwagen verladen, an einen Krankentransport angeschlossen und nach 20tägiger Fahrt nach Frankfurt/Oder gebracht. Während der Fahrt erhielten wir täglich 500 g Schwarzbrot, eine bis 2 Kartoffeln, für 6 Tage einen Hering und einmal 7 kleine Bonbons. Viele haben die deutsche Grenze nicht mehr erreicht, sie sind während des Transportes gestorben.

In Frankfurt wurde ich von der russischen Militärkommandantur gefragt, wohin ich entlassen werden wolle; ich sagte, in meine Heimat nach Jugoslawien. Von einer deutschen Schwester erfuhr ich zum ersten Mal, daß wir Volksdeutsche nicht mehr in unsere Heimat konnten. Ich erhielt einen russischen Entlassungsschein, der für Brandenburg ausgestellt wurde. Ich kam zunächst ... nach Neuwiese, Kreis Hoyerswerda/Sachsen in ein Durchgangslager. Nach 3 Wochen wurde ich in ein Lager nach Riesa in Sachsen verlegt, in dem ich 2 Monate lang blieb und keine Beschäftigung hatte.<<

Internierung Ende Dezember 1944, Zugtransport in den Industriebezirk von Woroschilowgrad im Januar 1945, Zwangsarbeit bis Dezember 1949

Erlebnisbericht des Landwirts S. L. aus Sombor in der Batschka, Jugoslawien (x006/313-318): >>Am 26. Dezember, am 2. Weihnachtstag, wurde durch Trommelschlag verkündet, daß alle deutschen Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr, die Frauen vom 18. bis 30. Lebensjahr, sich in der Gemeinde melden müssen. Als wir einzeln vor die 2 russischen Offiziere traten, wurden unsere Geburtsdaten im Geburtsregister der Gemeinde nachgeprüft.

Bei diesen Arbeiten wurden sie von einem Dolmetscher unterstützt. Der Dolmetscher sagte uns, daß wir zu Arbeiten in Jugoslawien herangezogen werden. Ein jeder sollte sich mit warmen Kleidern versorgen, zum Schlafen (sollte man) Decken oder Federbett mitnehmen, Eßbesteck, Teller und Lebensmittel bis zu 220 kg an Gewicht bereithalten. Frauen, die Kinder bis zum 7. Lebensjahr hatten, wurden von diesem Arbeitseinsatz befreit.

Darauf wurden wir nach Hause entlassen, und man teilte uns mit, daß wir uns am 28. Dezember, um 6 Uhr morgens, mit unserem Gepäck von 220 kg im Gemeindehaus melden sollten. Diese Anordnung wurde jedoch rückgängig gemacht, weil uns die Partisanen schon am 27. Dezember, vormittags, abholten. Zu mir kamen 2 bewaffnete Partisanen und nahmen mich mit zur Schule, wohin sie alle Frauen und Männer brachten, die man für den Arbeitseinsatz ausgesucht hatte.

Am 28. trieben uns die Partisanen nachmittags zu Fuß in die 12 km entfernte Stadt Sombor. Wir waren 116 Männer und 30 Frauen. Das Gepäck wurde uns mit dem Wagen nachgebracht. In der Stadt wurden wir in eine Militärkaserne gebracht, wo man schon die Deutschen aus den anderen umliegenden Ortschaften zusammengetrieben hatte.

Dort wurden wir von den Russen übernommen und in einem Raum der Kaserne untergebracht. Russische Soldaten versorgten uns mit Brennmaterial, indem sie Tische und Bänke zerschlugen und zu Brennholz machten.

Am 29. Dezember, in der Frühe, kam ein russischer Arzt und fragte, wer krank sei. Die Kran-

ken blieben zurück. Aus unserem Ort waren es 3 Personen. Am Abend wurden wir zur Bahnstation getrieben, dort in Viehwaggons verladen. In einem Waggon waren wir ... 20-30 Leute. ... Frauen und Männer wurden gemischt in den Waggons untergebracht.

In unserem Zug waren 1.200-1.300 Personen. Als er sich am Abend um 21 Uhr langsam in Bewegung setzte, waren wir schon ... überzeugt, daß es nach Rußland geht. Im Waggon hatten wir einen Ofen, aber es war nicht genügend Brennmaterial vorhanden. An Haltestellen wurde immer neues Brennmaterial organisiert; es wurden Zäune abgebrochen, Holz aus den Waggons genommen, die am Bahnhof standen. Schlafmöglichkeiten gab es außer dem nackten Bretterboden des Waggons keine. ...

Als wir an einem kleinen Bahnhof hielten, konnten wir uns Maislaub in unseren Wagen holen. Das Maislaub haben wir auf dem Bretterboden ausgebreitet. Es gab uns etwas Wärme, auch konnten wir darauf liegen. Als wir zur rumänischen Grenze kamen, ... blieb der Transport 2 Tage stehen. Wir hofften alle, daß es nicht nach Rußland, sondern wieder nach Hause gehen würde. An dieser Station gab es viel Stroh. Wir haben uns davon viel in den Wagen getragen und richteten uns gute Schlafstellen her.

Am 2. Januar sind wir dann nach Rußland weitergefahren. Während der ganzen Fahrt haben wir wenig zu sehen gehabt. Unsere Waggons hatten nur kleine Fenster, die Türen waren immer von außen verschlossen. Sie wurden nur auf einzelnen kleinen Stationen geöffnet. Unsere Verpflegung bestand in der Hauptsache aus den Lebensmitteln, die wir mitgenommen hatten. ... Warmes Essen hat es auf dem ganzen Transport nicht gegeben.

Einmal bekamen wir an einer Station Schwarzen Kaffee. Einmal am Tag durften wir Wasser fassen und (das Gelände an den) ... Bahnschienen entlang ... als WC benutzen. ... Unsere Beleuchtung war sehr primitiv. Wir hatten eine Schuhcremeschachtel mit Fett gefüllt, einen Lappen hineingesteckt und angezündet.

In den ersten Tagen waren wir sehr niedergeschlagen und traurig. Langsam ... besserte sich die Stimmung. Es wurden Betstunden abgehalten, Kirchenlieder gesungen. Späterhin wurden dann auch weltliche Lieder gesungen, die Männer griffen zu einem Kartenspiel, und so hat das Leben schon eine kleine Abwechslung erfahren. Am 17. Januar kamen wir ... an.

Der Ort hieß Budenowka. ... In Steinblockhäusern wurden wir untergebracht. Die Betten waren aus grünen, nassen Brettern. ... Stroh oder Strohsäcke hatten wir keine, wir mußten auf den Brettern liegen. Erst später, nach einigen Wochen, bekamen wir Stroh in die Betten. In meinem Zimmer waren 40 Personen. - Die Frauen hatten ihre eigenen Unterkünfte in einem anderen Blockhaus. - Im Zimmer war auch ein Ofen, den wir gelegentlich anheizten. In unserem Zimmer haben wir nie gefroren.

Von unserem Transportzug konnten nicht alle in den vorhandenen Blockhäusern untergebracht werden, so daß etwa 500 Personen in andere Lager kamen. Das Terrain um die Blockhäuser wurde mit Draht eingefast und wurde auch immer bewacht.

Die Küche war 2 km vom Lager entfernt. Bei der Küche war auch ein Speiseraum eingerichtet. Es gab täglich 2-3mal warmes Essen. Zum Frühstück gab es Krautsuppe oder gedünstetes Kraut oder Gurkensuppe. Zum Mittagessen gab es ... Suppe, manchmal Kascha, gekochte rote Rüben oder Hirse. Abends gab es 700 g nasses ... Brot.

Manchmal gab es auch Fische. Sie sahen sehr unappetitlich aus, aber gegessen wurden sie doch. ... Wir verkauften unsere letzten Kleider. ... Für das Geld kauften wir uns Maisschrot und Sonnenblumenkuchen. Zuckerrüben wurden als Nachspeise gekocht. In jedem Blockhaus gab es Herde zum Kochen. In alten Konservendosen kochten wir unsere eingetauschten Lebensmittel. ...

Bis zum Herbst 47, bis zur neuen Ernte, war bei uns überall Hungersnot. Von den Lagerinsassen sind sehr viele betteln gegangen. Der Großteil der russischen Zivilbevölkerung hat gerne und willig gegeben, wenn sie etwas hatten. ... Unsere Lagerwache war nicht sehr streng, so daß wir uns manchmal als "Bettler" betätigen konnten. ...

Das Kartensystem (für Lebensmittelzuteilungen) wurde am 16. Dezember 1947 in der Sowjetunion abgeschafft und gleichzeitig eine Währungsreform durchgeführt. ... Von dieser Zeit an gab es für uns keinen Hunger mehr. Nach der russischen Währungsreform wurden wir auch für unsere Arbeit entsprechend entlohnt. In dieser Zeit hatten wir nicht nur satt zu essen, wir konnten uns auch einige Kleidungsstücke anschaffen.

Am 28. November 1949 kam abends der russische Lagerarzt und teilte uns mit, daß ab morgen keiner mehr zur Arbeit gehen muß. Jeder sollte seine Wäsche, Kleider und Koffer in Ordnung bringen. Am 10. Dezember würde ein Transport aus Stalino abfahren, um uns nach 5 Jahren Zwangsarbeit in Rußland zu unseren Angehörigen zu bringen.

Der Transport ging am 12. Dezember, um 12.30 Uhr, von Stalino ab. Auch jetzt kamen wir in Viehwaggons. ... (Während der Rückfahrt) waren sie aber ganz anders ausgestattet, als während des Verschleppungstransportes. Es waren z.B. Liegestätten und viel Stroh vorhanden. Am 19. Dezember 1949 kamen wir in Frankfurt/Oder an.

In Frankfurt/Oder ... erhielten wir Verpflegung für 2 Tage und 50 Ostmark. ... In Hofmoschendorf bekamen wir einen Anzug, einen Wintermantel, 1 Paar Schuhe, 2 Paar Unterwäsche, 2 Paar Socken und 150 Mark Taschengeld. Von dort fuhr ich zu meinen Angehörigen.<<

Internierung Ende Dezember 1944, Zugtransport in ein Lager im Gebiet von Charkow, Zwangsarbeit von Januar 1945 bis Oktober 1947

Erlebnisbericht der Anna W. aus Filipovo in der Batschka, Jugoslawien (x006/319-337):

>>Unmittelbar nach dem Hochamt am Weihnachtsfest ... vermeldete der Gemeindediener, daß sich alle Männer vom 18. bis 40. Lebensjahr und die Frauen vom 18. bis 35. Lebensjahr im Gemeindehaus melden müssen. In unserer Familie war ich allein davon betroffen.

Noch am Heiligen Tag trieb man uns um 7 Uhr abends nach Hodschag, wo wir im großen Saal eines Gasthauses auf bloßer Erde übernachteten. Am nächsten Morgen wurden wir schon um 4 Uhr von russischen Offizieren und Ärzten geweckt, die uns untersuchten und unsere Personalien aufnahmen. Als das erledigt war, sagte man uns, wir möchten uns auf eine Arbeit von etwa 15 Tagen auf dem Flugplatz von Sombor gefaßt machen. Jeder könne bis zu 2 Doppelzentner Lebensmittel und Kleidung mitnehmen. ...

Am 27. Dezember 1944, um etwa 8 Uhr abends, war der Abmarsch. Insgesamt waren wir 23 Männer, davon 4 Burschen, und 92 Frauen. 8 von uns waren bereits Mütter, die anderen waren meist noch ledig. Unser Gepäck wurde auf 5 Pferdewagen geladen und abgefahren. Der Weg führte uns über die gefrorenen Felder nach Apatin und nicht nach Sombor, wie uns gesagt wurde. Nach Mitternacht sind wir endlich in Apatin an der Bahnhofswirtschaft angekommen. Hier wimmelte es nur so von Leuten. Manche flüsterten sogar, es ginge nach Rußland.

Im Laufe des Tages fuhr ein Transport mit Volksdeutschen in unbekannter Richtung ab. Inzwischen war unser Gepäck angekommen und wurde gleich von den Partisanen in der Gastwirtschaft nach Alkohol durchsucht. ... Am nächsten Tag mußten die Männer Öfen und Stroh in Viehwaggons bringen. Der Ofen wurde in der Mitte des Waggons aufgestellt. ...

Etwa 30 Männer und Frauen wurden in jeden Waggon eingewiesen und dann die Tür von außen zugemacht. Wie sich später herausstellte, hatte unser Transport rund 1.500 Personen. Zur Bewachung des Transportes war ein Offizier mit seinen Soldaten in einem Waggon hinter der Lokomotive untergebracht.

Um 11 Uhr nachts ertönte dann ein schriller Pfiff, und der Zug fing an zu rollen. Die einen sagten, wir mögen uns die Heimat nur gut anschauen, denn so schnell kämen wir nicht mehr zurück. Andere dagegen meinten, es könne doch nicht so weit gehen, weil doch die Mütter zu ihren Kindern müßten. Das war am 29. Dezember 1944.

Der Zug fuhr über Subotica nach Rumänien, wo er dann auf einer kleineren Station stehen-

blieb. Wir faßten zum ersten Mal Wasser und Verpflegung. Dazu wurden aus jedem Waggon 3 Personen geschickt. ... Für Brennmaterial mußten wir selbst sorgen. Anfangs kümmerten wir uns wenig um die Verpflegung, denn wir hatten ja noch genug. Die ersten 2 Wochen kam es sogar vor, daß Speck und Teile von Schinken aus dem Fenster hinausgeworfen wurden. Später wurden wir aber vorsichtiger und hoben uns diese Sachen auf.

In Rußland waren wir dann froh, als wir einige Wochen lang unser Essen damit ergänzen konnten. Während der langen Reise faßten wir kein einziges Mal etwas Warmes zu essen. Auf unserem kleinen Ofen konnten wir nicht viel kochen. Sooft die Lokomotive anzog oder plötzlich bremste, flog alles herunter. Als die schneebedeckten Karpaten am Horizont auftauchten, waren alle Fenster besetzt. Die meisten von uns hatten nämlich noch nie im Leben Berge gesehen. So staunten wir stundenlang bei Tag und Nacht die herrliche Bergwelt an. ...

Am 12. Januar 1945 kam ein sehr merkwürdiger Besuch in unseren Waggon. Als der Zug an diesem Tag hielt, erschienen 2 Posten bei unserem Waggonführer und verhandelten mit ihm. Sie wollten unbedingt das Mädchen haben, das kurz vorher unsere Verpflegung geholt hatte. Der Waggonführer behauptete hartnäckig, daß im Waggon nur verheiratete Frauen und keine ledigen Mädchen wären. ...

Nach einer Weile zog einer der Posten den Revolver. Der andere leuchtete mit einem Zündholz jedem Frauenzimmer ins Gesicht, bis sie endlich das betreffende Mädchen gefunden hatten. Zum Glück waren einige Verwandte der Armen unter uns und wollten dieser helfen. Es entstand ein lebhaftes Handgemenge, wobei einer von uns in die Ecke flog, daß es nur so krachte. Wir schlugen einen fürchterlichen Lärm. Der Zug war inzwischen schon weitergefahren und blieb in der nächsten Station stehen.

Der Transportführer kam sofort zu unserem Waggon, um nachzusehen, was da eigentlich los sei. Die Posten mußten hinaus, und das arme Mädchen war gerettet. Am nächsten Tag kehrten diese 2 Lumpen zurück und nahmen uns den Ofen und das so mühsam gesammelte Brennmaterial weg. Jetzt konnten wir frieren. Draußen war eine Kälte von -30 Grad Celsius. Nach 2 Tagen und einer Nacht kamen wir endlich in einem großen Bahnhof an, wo wir in breite russische Waggons umgeladen wurden. Wir waren schon ganz durchgefroren. ...

Während bisher nur 30 Personen in einem Wagen eingesperrt waren, so wurden es jetzt 60. Bald rollte der Zug wieder weiter. ...

Nun waren wir schon 4 Wochen unterwegs, und noch immer war unsere Reise nicht beendet. In der Nacht ... zum 24. Januar 1945 traf unser Transport in Isjum ein. Unsere Fahrt war jetzt endlich beendet. Wir mußten aussteigen. Die Russen sagten, wir könnten unser Gepäck später mit dem Auto bringen lassen.

Wer dazu nicht gezwungen war, schleppte seine Sachen lieber selber. Der Weg führte uns bei großer Kälte über weite Schneefelder. Wir kamen nur mühsam vorwärts. Gegen 4 Uhr morgens kam die erste Gruppe ans Ziel. Es war eine kleine Kirche außerhalb des Dorfes Iwanowka. Erschöpft von dem anstrengenden Weg ließen sich alle auf den Schnee fallen. Die 2 Lastwagen mit unserem Gepäck folgten 2 Tage später. Fast alles war durchsucht, und die Hälfte fehlte.

Wir waren sehr überrascht, als wir feststellten, daß alle in dieser kleinen Kirche untergebracht werden sollten. Die Kapelle war etwa 10 m lang. ... In der Mitte der einen Wandseite war nur eine einzige Tür, die in das entheiligte Gotteshaus führte. Die Fenster ... waren zugemauert. Nur hoch oben im Altarraum gab es ein ... kleines Fenster.

Die Kapelle sah innen aus wie ein großer Hasenstall. Im Altarraum waren 8 Pritschen und im Schiff der Kapelle (befanden sich) 10 Doppelpritschen. Der Gang war so eng, daß eine Person kaum zwischen den Reihen gehen konnte. Für jede Reihe (gab es) ... nur eine Leiter mit der man hinaufklettern konnte. ... 2 Öfen sollten etwas Wärme in den Raum bringen. Das waren aber nur Benzinfässer, in die man 2 Löcher gehauen hatte.

Mit dieser Heizung hatten wir viel Ärger. Den untersten war es zu kalt und für den, der oben

lag, (gab es) zu viel Rauch. Mit dem nassen Holz, das man verheizte, war es auch kein Wunder! Da sollten wir nun auf dem blanken Holz schlafen.

Buchstäblich wie Ferkel lagen wir da nebeneinander. Wer Bettzeug hatte, konnte sich damit zudecken. Wer nichts hatte, mußte halt schauen, daß er bei Verwandten oder Bekannten einen Unterschlupf fand. Oft waren die neben der Tür am Morgen ganz eingeschneit. Nachts taute das Holz auf und (Wasser) tropfte auf uns herab. ...

Mußte jemand in der Nacht hinaus, so gab es viel Verdruß. Überall schauten die Füße heraus, und da stolperte man über manchen Fuß hinweg oder trat darauf. ... Nur eine einzige Petroleumlampe brannte die ganze Nacht hindurch.

Am 26. Januar wurden genaue Personalien aufgenommen. Von unserem ohnehin schon ausgeplünderten Gepäck mußte so manches dran glauben. Das Eßgeschirr und das Besteck wurde allen weggenommen. Auf die Schott-Meßbücher hatten sie es ganz besonders abgesehen. Das feine Papier war begehrtes Zigarettenpapier. Alles, was ihnen sonst noch gefiel, wurde weggenommen. ... Beim Auflösen dieses Lagers gab man uns (später) nur einen Bruchteil davon zurück.

Der 30. Januar 1945 war für mich ein besonders schmerzlicher Tag. Bereits auf der langen Fahrt hatte ich einige Geschwüre auf dem Kopf bekommen. Als hier noch die Läuse dazukamen, sah es bald sehr schlimm aus. An dem genannten Tag schnitt man mir die Haare ganz einfach kurz ab. Ich weinte Tag und Nacht und dachte, ich müsse vor Schmerz darum sterben. Das Schlimmste dabei war mir der Gedanke, was wohl die Mutter dazu sagen wird, wenn ich heimkomme. ...

Um die Kirche herum war ein größerer Platz, in dem wir uns frei bewegen konnten. Ringsherum war ein starker Zaun. Am Eingang zu unserem Lager stand eine Frau Posten. Etwa 200 Meter von der Küche entfernt war die Volksschule, in der die Lagerverwaltung, das Wachpersonal und unsere Küche untergebracht waren.

Dreimal täglich mußten wir in Reih und Glied dorthin marschieren, um unser Essen abzuholen. Man hatte uns einfaches Aluminiumgeschirr gegeben, das wir bei uns behalten durften. Das fast ungenießbare Schwarzbrot warfen wir auf dem Rückweg oft in den Schnee. Die russischen Schulkinder stritten sich darum und suchten es eifrig zusammen.

Nach 3 Wochen errichtete man bei der Kirche eine Notküche aus Brettern und Schilfrohr. Dort froren die Köchinnen sogar am Herd. Für die Küchenarbeit hatten sich meist Apatiner Mädchen gemeldet.

8 Tage gab es keinen Abort. Die Zustände waren unhaltbar und unbeschreiblich. Schließlich ... mußten die Männer in einem Winkel unseres Hofes einen primitiven Abort bauen, für Männer und Frauen getrennt.

In der Kirche war es enger als in einem Ameisenhaufen. Auch dort mußten die Russen eingreifen. Die mittlere Reihe der Pritschen wurde hinausgeworfen. ... So blieb in der Mitte ein etwa 2,5 m breiter Gang frei. Alle Männer und etwa 50 Frauen wurden anschließend in der Volksschule untergebracht. Trotzdem reichte der Platz in der Kirche immer noch nicht für alle Verschleppten. Einige mußten weiterhin auf Koffern schlafen. ...

Am 7. Februar wurden wir in den Wald geführt, unsere Arbeitsplätze wurden uns gezeigt. Über 3 Stunden waren wir in dem weglosen weiten Schnee unterwegs. ... Wir hatten jetzt folgende Tagesordnung: Um 4 Uhr wurden wir geweckt. Waschgelegenheit gab es keine, dafür um so mehr Schnee, mit dem wir uns waschen konnten. Jetzt folgte der Appell mit der Einteilung der Tagesarbeit und Zählung der vorhandenen Arbeitskräfte. Dann wurde uns ein halber Liter Suppe und 500 g fast ungenießbares schwarzes Brot verabreicht, das war alles bis zum Abend.

Um 5 Uhr war Abmarsch in den Wald. Je nach Witterung wurde es 8.30 Uhr bis 10 Uhr, bis wir im Wald ankamen. Manche mußten jetzt noch einmal eine Stunde weit laufen, bis sie auf ihrem Arbeitsplatz standen. Von 12 bis 1 Uhr war Mittagspause. Wenn jemand noch etwas zu

essen hatte, so konnte er es jetzt verzehren. Um 4 Uhr nachmittags ertönte der heißersehnte Schuß für (den) Feierabend. Es wurde 5 Uhr, bis alle beisammen waren und wir den Rückweg antreten konnten. Gegen 8 Uhr sahen wir endlich wieder unser Kirchlein.

Bei schlechtem Wetter wurde es 22 Uhr, bei einem Schneesturm (wurde es) sogar 22.45 Uhr. Jetzt gab es einen halben Liter dünne Suppe, nach der wir uns auf unser Nachtlager zurückziehen konnten. Die Suppe wurde meist von Kraut, Gurken, ... Mais und Haferkernen usw., aber ohne Fett gekocht. Fleisch gab es nur in sehr geringen Mengen, so daß man es gerade noch im Essen feststellen konnte. Ein einziges Mal gab es 5 Hühner für 500 Personen. Wir fanden davon in der Suppe aber nur die Knochen.

Der Appell war morgens immer kurz. Wenn unsere Arbeitsleitungen nicht den Vorstellungen der Lagerleitung entsprachen, fand auch abends ein Appell statt. Dann wurden wir meistens nur beschimpft. ... Abends dauerte der Appell vor der Kapelle selten länger als eine halbe Stunde. Auch das genügte nach der schweren Arbeit und in der großen Kälte.

Als 3 (Zwangsarbeiter) ... die Flucht versuchten, die übrigens gar nicht gelang, mußten wir alle 3 volle Stunden bei -30 Grad Celsius auf dem Appellplatz stehen. In der Schule und in der Kirche hing ein Thermometer, daher wußten wir, wie kalt es war.

Auf dem Weg in den Wald und zurück wurden wir von einem Offizier und 5 kaum 18jährigen Posten bewacht. Solange niemand aus der Reihe trat, taten sie einem nichts. Mußte man ... aus der Reihe heraus, dann konnte man sich auf Hiebe mit dem Gewehrkolben gefaßt machen. Bei den Männern waren sie damit besonders freigiebig.

War die Kälte nicht zu groß, so beteten wir gemeinsam den Rosenkranz, sangen ... Kirchenlieder. Besonders die jungen Posten haben uns dabei gerne verspottet und ausgelacht. Wir machten uns aber nicht viel daraus und beteten trotzdem weiter. Auf dem Rückweg trug jeder von uns noch ein Stück Holz für die Küche und die 2 Öfen in der Kirche.

Im Wald mußten die Männer mit einfachen Handsägen große Bäume absägen. Als die Männer dazu schon zu schwach waren, kamen Frauen an ihre Stelle. Sonst mußten die Frauen die Äste abhacken und auf einen Haufen schleppen, wo sie dann verbrannt wurden. Die schweren Stämme mußten an verschiedenen Plätzen aufgestapelt werden. Das mußten die Frauen besorgen. Von dieser Arbeit hatte aber niemand von uns auch nur eine Ahnung, und so haben wir uns mehr geplagt, als notwendig war. Anfangs trugen wir sogar die Stämme auf den Schultern zum Sammelplatz. Bald waren wir aber dazu nicht mehr in der Lage.

Im Wald trafen wir auch russische Arbeiter, mit denen zu sprechen, streng verboten war. Sie zeigten uns, wie man mit den Stämmen umgeht, und schimpften uns aus, weil wir uns so plagten. Von jetzt ab wurde die Tagesleistung minimal. Gearbeitet wurde nur noch, wenn ein Posten daneben stand.

Kaum hatte er uns den Rücken gekehrt, so fingen wir an, in Konservendosen oder Stahlhelmen Schnee zu kochen und unsere Wäsche zu waschen, die wir gleich am offenen Feuer trocknen konnten. Langsam bekamen wir noch eine zusätzliche Arbeit, nämlich das Lausen. In Rußland konnte anscheinend niemand Staatsbürger werden, wenn er nicht Flöhe oder Läuse hatte.

Brauchte jemand Kleidung oder Schuhe, dann bekam man in der Regel nur altes, schmutziges und verlaustes Zeug, das mehr oder weniger unbrauchbar war. An Stelle unserer weiten Röhre trugen wir hier Hosen und anstatt der Wintermäntel warme Joppen. Mit den Schuhen war es besonders schlimm, denn nur selten bekam man etwas passende Schuhe.

Jeden Monat gab es einmal eine Badegelegenheit. ... Der Baderaum war etwa 5 mal 4 m groß und wurde von einer Petroleumlampe beleuchtet. An den 2 längeren Seiten standen 2 Bänke mit je 25 Waschschüsseln, so daß 50 Gefangene gleichzeitig drankamen. Die Männer und die Frauen badeten da völlig entkleidet. Die Kleider mußten nämlich in der Zwischenzeit zur Entlausung abgegeben werden. Meist hatten sie aber nachher mehr Ungeziefer als vorher. Diese Waschgelegenheit wurde von vielen kaum genutzt. Einzelne Gruppen verirrteten sich oft auf

dem Rückweg zu unserer Kirche. ...

Durch die schwache Verpflegung waren wir bald entkräftet. ... Hatte jemand hohe Temperatur, so legte man ihn auf etwas Stroh und brachte ihn mit dem Pferdefuhrwerk ins Krankenhaus nach Isjum. In unserem Lager hatten wir nämlich keinen Arzt und auch keine ausgebildete Krankenschwester. Bei uns wurden nur die vielen großen Blutblasen und die erfrorenen Glieder behandelt, für die wir täglich drei warme Fußbäder bekamen.

Das waren die weitaus meisten Krankenfälle. Alle anderen mußten ins Krankenhaus. In Iwanowka starben nur 3 Männer und eine Frau. Jeder der Toten bekam ein eigenes Grab und ein hölzernes Kreuz. Alle anderen Lagerinsassen waren jedoch so geschwächt, daß im nächsten Lager um so mehr starben.

Ich ging nur 3 Wochen auf die Waldarbeit. Bei der großen Kälte erfroren mir bald die Füße, und so konnte ich daheim bleiben. Einige Dutzend von uns waren in der gleichen Lage wie ich. Soweit wir nicht schliefen, reinigten und flickten wir die Wäsche der anderen. Als meine Füße fast geheilt waren, bekam ich über Nacht plötzlich 32 Geschwüre, die mir die größten Schmerzen verursachten. ... Es war damals eine Kälte von -40 Grad. ...

Am Karsamstag 1945 wurde die Auferstehungsfeier nicht vergessen. Während des Heimweges beteten wir zuerst gemeinsam den Kreuzweg, dann sangen wir verschiedene Fastenlieder. Beim Eintritt in die Kirche stimmten alle das Lied "Großer Gott, wir loben Dich ..." an. Kein Auge blieb trocken, eine halbe Stunde lang haben alle geweint. Der Gedanke an die Heimat machte uns dieses hohe Fest besonders schwer. Wir glaubten, es sei daheim alles halbwegs in bester Ordnung. Damals ahnten wir nicht, was unsere Angehörigen gerade in diesen Tagen mitmachen mußten. ...

Am Ostersonntag feierten wir die erste Gemeinschaftsmesse in der Verbannung und ohne Geistlichen. Wir hatten noch 2 Schott und mehrere andere Gebetbücher. Diese nahmen wir jetzt hervor. Die eine betete die gleichbleibenden Teile vor, die andere die Teile der Ostermesse, genau wie einst daheim in der Kirche. An jedem Sonntag feierten wir auf diese Weise unseren Gottesdienst. Die Zahl der Teilnehmer war sehr groß. Nicht selten kamen auch solche, die schon jahrelang in keiner Kirche waren.

An diesem Ostersonntag gab es auch den ersten Tanz. Einer hatte sich irgendwoher eine Gitarre verschafft und machte Musik. Außer dem Küchenpersonal tanzte aber fast niemand. Wir konnten uns ja kaum rühren. Jeden freien Sonntag ging das jetzt so weiter. Die meisten benützten die wenigen freien Sonntage, um ihre Wäsche zu waschen und auszubessern, da sonst dafür keine Zeit war. Im Durchschnitt war nur jeder zweite Sonntag frei. An den übrigen Sonntagen mußte die Arbeit nachgeholt werden, die während der Woche versäumt wurde.

Bei Kriegsschluß am 8. Mai 1945 mußten wir ... nicht auf die Arbeit. Dreimal wurde uns gutes Essen gegeben, und den ganzen Tag war Tanz.

An den 2 folgenden Tagen wurde alles, was sich noch bewegen konnte, in den Wald getrieben. Nur etwa 40 der ganz Schwachen blieben zurück.

Als wir am 9. Mai abends ins Lager kamen, sagte man uns, wir dürften zusammenpacken, denn es würde endlich heimgehen. Am nächsten Morgen gingen wir etwa um 8 Uhr zu Fuß nach Isjum. Alle nahmen jetzt ihre letzten Kräfte zusammen. Die Hälfte von uns war ja völlig entkräftet, besonders die Männer. In Isjum selbst wurden wir gleich einwaggoniert. Schon am gleichen Tag fuhr der Zug ab. Wie glücklich sind da alle eingeschlummert.

Die vergangenen Monate kamen uns wie ein böser Traum vor. Am nächsten Tag blieb der Zug stehen, und wir faßten die Verpflegung für den ganzen Tag: 5 kleine Kartoffeln, etwa 20-30 g Fleisch und 500 g Brot. Die 15 ganz Schwachen, zu denen auch ich gehörte, bekamen etwas mehr.

In den ersten Wochen unserer Lagerzeit hatte ein Mädchen aus unserem Dorf ein Lied gedichtet, das bald von allen gesungen wurde. Jeden Tag sangen wir es und jetzt natürlich mit besonderer Freude.

Wer könnte die Enttäuschung beschreiben, als wir nach 2 Tagen in der Nähe von Charkow aussteigen mußten. Daß man uns so ... (zum) Narren halten würde, hatten wir nicht gedacht. Die eine Hälfte von uns, die nicht mehr laufen konnte, wurde mit Lastautos ins neue Lager Osnowo bei Charkow gebracht. ... Wir fanden hier Deutsche aus Polen, die sich uns gegenüber ziemlich feindlich benahmen.

2 Wochen brauchten wir nicht auf die Arbeit und bekamen dreimal täglich gutes Essen, wie Bohnensuppe mit Kartoffeln usw. Für die Männer kam es aber zu spät, denn schon im ersten Monat starb die Hälfte von ihnen. Nach diesen 2 Wochen mußten wir zur ärztlichen Untersuchung. Die ganz Schwachen brachte man in ein anderes Lager - wir sagten "Kurort" -, wo 2 Drittel von ihnen gestorben sind. Die übrigen teilte man in 2 Gruppen: die Stärkeren kamen zur Bauarbeit am Flugplatz, die Schwächeren - die Ziegelkratzer - mußten im Schutt Backsteine heraussuchen und abkratzen.

Zur leichteren Arbeitseinteilung wurden Gruppen von 15 Gefangenen gebildet, die von einem russischen Posten bewacht wurden. Jede Gruppe erhielt einen besonderen Namen. Von der Lagerleitung wurde außerdem ein Vorarbeiter aus unseren Reihen ernannt, der die Arbeit der Gruppe leiten mußte und für seine Leute verantwortlich war. Diese Vorarbeiter wurden oft abgesetzt.

... Zum Frühstück gab es einen halben Liter Suppe und 200 Gramm Brot. Von 8 bis 12 Uhr mußten wir arbeiten. Mittags erhielt jeder $\frac{3}{4}$ Liter Suppe, 200 g Brot und etwa 4 Eßlöffel Hirse- oder Kartoffelbrei oder etwas Ähnliches. Von 1 bis 4 Uhr mußten wir wieder auf den Arbeitsplatz.

Der Appell war erst vor oder nach dem Abendessen. Er dauerte normalerweise eine halbe Stunde, oft sogar bis zu 2 Stunden. Wir wurden täglich gezählt, was immer sehr lange dauerte. Dann wurde die Arbeit für den nächsten Tag an die Gruppen verteilt. Die Vorarbeiter wurden ernannt, schlechte Arbeiter eingesperrt oder zur Strafarbeit nach dem Appell verurteilt, wie z.B. Abort reinigen usw.

Die Unterkunft war in diesem Lager wesentlich besser als in Iwanowka. Hier hatte jeder sein eigenes Bett. 2 der eisernen Betten standen übereinander. Es gab sogar Leintücher und 2 Decken pro Kopf.

Die vielen Wanzen haben uns das Leben sehr schwer gemacht. Soweit es das Wetter zuließ, nahm jeder sein Bett und legte sich ins Freie. Bei Regen ... warteten wir, bis es wieder aufhörte, und gingen dann gleich wieder hinaus. Einmal durften wir zur Strafe nicht draußen schlafen. Jeder hängte sich sein Leintuch um und spazierte so die ganze Nacht in der Baracke herum.

Zur Arbeitsstelle brauchten wir kaum einige Minuten weit zu laufen. Unmittelbar neben dem Lager war ein riesiger Flugplatz mit einer Fliegerschule. Tag und Nacht flogen die Flugzeuge über uns (hinweg). Die Kräftigen mußten helfen, die von den Deutschen gesprengten Gebäude wieder aufzubauen. Sie mußten die Steine und das sonstige Baumaterial bis in den dritten Stock hinaufschleppen. ... Mit dem Bauen wurde es nicht so genau genommen. Einzelne Wände waren alles andere als gerade. Kein Wunder, daß manche Bauten einstürzten, wie z.B. eine im Bau befindliche Garage, die während einer Mittagspause einstürzte.

Um unsere Arbeitslust zu steigern, hat man hier Prämien eingeführt, die in Sonderzuteilungen von Lebensmitteln ... gegeben wurden. Hatte jemand seine Arbeitsnorm erfüllt, so bekam er zusätzlich 100 g Brot, 20 g Zucker oder Marmelade und etwa 4 Eßlöffel Hirsebrei. Das hat gereicht, um noch die letzte Kraft aus uns herauszuholen. Der Leiter einer Arbeitsstelle hatte die Pflicht, die Leistung jedes einzelnen Häftlings genau aufzuschreiben. ...

Meist wurden aber die Prämien zwischen der Bauleitung und der Lagerleitung geteilt. Damit wir aber den Glauben an die Prämien nicht ganz verlieren sollten, gab es am Monatsanfang ... etwas besseres Essen. Gegen Ende des Monats wurden aber die Prämien kleiner und das Essen schlechter. Die Prämien wurden meist ganz willkürlich verteilt. Wenn man sich den gan-

zen Tag so geplagt hatte, empfand man es als besonders schmerzlich.

Bei uns Frauen hat eine "Propaganda-Arbeitsgruppe" besonders viel Unheil angerichtet. Diese 15 Frauen konnten arbeiten oder schlafen, hatten aber bei jedem Appell bis zu 150 % ihrer vorgeschriebenen Arbeitsnormen erfüllt. Sie bekamen gutes Essen mit Weißbrot, Kleider und Wäsche. Viele plagten sich deshalb sehr und strengten sich an, sahen aber sehr wenig von ihren verdienten Prämien. Mehrere haben sich ... überanstrengt und sind gestorben. ...

Die "Ziegelkratzer" – die Schwächeren von uns – plagten sich nur wenig. Gearbeitet wurde meistens nur, wenn der Posten daneben stand. Die Steine wurden einfach (nicht bearbeitet, sondern) nur auf einem anderen Platz gestapelt. ... Die Tagesnorm war so schnell erfüllt. Als der Leiter der Arbeitsstelle diesen Trick erkannte, hatte er nur auf dem Papier Tausende von Ziegeln. ...

Im Lager gab es keinen Brunnen und keine Wasserleitung. Das Wasser mußte stets aus (einem Brunnen), ... etwa 100 m vom Haupteingang entfernt, geholt werden. Auf dem Wochenmarkt konnte man die ganze Woche hindurch einkaufen.

Die Preise waren aber sehr hoch. ... Nur die Handwerker und die Vorarbeiter der einzelnen Gruppen bekamen Lohn. Die Handwerker (Schuster, Schneider, Tischler usw.) erhielten monatlich bis zu 200 Rubel. Die übrigen bekamen keinen einzigen Rubel. Der Marktbesuch war zugleich die einzige Möglichkeit, für eine Weile aus dem Lager zu kommen. Wenn wir uns auch nichts kaufen konnten, so durften wir uns die Sachen wenigstens ansehen.

Unseren Lohn verteilte die Lagerleitung unter sich, genauso wie sie es auch mit der Verpflegung tat. Schokolade, Kekse, Bohnenkaffee wurden zwar für uns geliefert, aber wir haben davon nie eine Spur entdeckt. Dafür röstete man uns Schwarzbrot und gab es uns aufgeköcht als Kaffee.

Das Küchenpersonal hatte nie einen guten Ruf. Der Chef war ein Russe, das übrige Personal bestand meist aus Apatiner Mädchen. Diese ließen sich oft mit den Offizieren ein. Wenn etwas von diesen Beziehungen ans Tageslicht kam, so wurde das Mädchen zur schwersten Arbeit eingeteilt und der Offizier sofort versetzt. Wir sagten dann einfach: "Die Küchenkrankheit ist wieder ausgebrochen."

Viele Kommissionen besuchten unser Lager. Nicht selten wurden Stalins Freunde von Besuchern aus Amerika begleitet. An solchen Tagen gab es immer gutes Essen. Bei solcher Gelegenheit wurden wir von den Besuchern oft ausgefragt; aber wehe, wenn einer klagte! Dem ging es nicht gut.

Nach einem solchen Besuch mußten wir immer fasten, bis der Sonderverbrauch wieder eingespart war. Als ich eines Tages mit einigen Frauen am Flugplatz arbeitete, landete ein großes Flugzeug mit einigen Amerikanern. Einer von ihnen kam auf uns zu und fragte uns aus. Das wurde gesehen und gemeldet. Wir hatten Glück und wurden nicht bestraft.

Jeden freien Sonntag wurde getanzt. Meist waren es nur die Posten und das Küchenpersonal, die anderen hatten dazu keine Lust. Sie legten sich lieber in die Sonne zum Schlafen. Der eine Lagerchef hatte seinen größten Spaß, uns mit einem Kübel Wasser zu wecken und uns zum Tanz zu treiben. Bei schlechtem Wetter ... richtete man dazu den etwa 10 m langen Speiseraum her, in dem wir sonst das Essen faßten, dazu her. Bis tief in die Nacht hinein wurde dann herumgetobt, so daß man nebenan nicht schlafen konnte.

Der Lagerchef kaufte einmal eine große Harmonika. Mehrere Wochen wurden wir dann mit Musik zum Tor hinaus begleitet und dort wieder mit Musik empfangen. Auch beim Tanz wurde diese Harmonika verwendet. Viele sagten, er hätte uns dafür lieber mehr zu essen geben sollen. Als er das hörte, wurde einer 10 Tage lang eingesperrt.

Am 1. Mai 1946 hatten wir einen schweren Tag. Bei den Männern sollte angeblich ein Kompaß versteckt sein. Den wollten die Russen unbedingt haben. Alle mußten mit ihrem Gepäck im Hof bei Schnee und Kälte antreten. ... Sofort wurde vieles versteckt. Mein Gebetbuch wanderte mit vielen anderen Sachen in das Sägemehl unter die Baracke. Die Baracke stand

etwa einen halben Meter über der Erde. Damit sich niemand darunter verstecken konnte, hatte man den Zwischenraum mit Sägemehl aufgeschüttet. An diesem Tag wurde alles durcheinandergeworfen, so daß wir bis zum Abend nicht mehr alles in Ordnung bringen konnten.

Im Sommer 1946 waren nur noch wenige von uns bei Kräften, daß sie beim Bau arbeiten konnten. Trotzdem wurden alle, bis auf 20 bis 30 besonders Schwache, zum Bau eingeteilt. ... Von der Kolchose wurden wir mit Lebensmitteln versorgt. Auf der Baustelle war ein sehr komischer Maurermeister, wenn der seinen Tag hatte, dann konnten ihm 100 Leute nicht genügend Material zur Hand bringen. An solchen Tagen wurden alle schwer geplagt. 2 bis 3 Wochen hatten wir unsere Not mit diesem Mann.

In diesem Sommer wurden wir nicht mehr so streng bewacht. Auch wurde uns erlaubt, mit den Russen und den anderen Arbeitern zu sprechen. Die Vorarbeiter ließen es zu, daß von jeder Gruppe 2 Betteln gehen durften. Wenn sie zurückkamen, wurde alles mit der ganzen Gruppe geteilt. Jeden Tag gingen andere zum Betteln. Eine Kontrolle an der Baustelle konnte uns nicht ständig überwachen. ... Die Russen gaben uns oft ihr letztes Stück Brot. Manchmal hetzte man uns (aber auch) die Hunde nach, und diese Hunde waren sehr bissig. ...

In Osnowo lernten wir ... die sog. "Internierten" kennen. Es waren angeblich nur solche, die sich gegen Stalin und seine Partei geäußert hatten. Vom 15jährigen angefangen, waren alle Altersklassen unter ihnen vertreten. 30 Internierte wurden von 50 Posten bewacht. In 20 Schritt Entfernung mußte alles aus dem Weg gehen. Mit niemand durften sie in Berührung kommen. Sie mußten schwer arbeiten. Diese Lager waren gar nicht so selten.

Im August 1946 mußten wir eines Tages gleich nach der Arbeit zur Untersuchung. Ein fremder Offizier und 2 Ärztinnen stuften uns in 2 Gruppen ein: Die ganz Schwachen und die "Arbeitsfähigen". Die ganz Schwachen brauchten 3 Wochen lang zu keiner Arbeit zu gehen. Alles Mögliche wurde deshalb erzählt. Die Lagerleitung sagte uns, daß die ganz Schwachen irgendwohin auf Erholung kämen. Wir waren dagegen überzeugt, daß sie nach Hause fahren durften.

Schreiben war ... strengstens verboten. Wer dabei erwischt wurde, der wurde 3 Tage eingesperrt. Anfang September kamen die ganz Schwachen fort. ... Der Abschied war herzerreißend, ... denn alle waren davon überzeugt, daß sie nach Hause durften. Diese arbeitsunfähig gewordenen Volksdeutschen aus Jugoslawien wurden tatsächlich entlassen, jedoch in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands gebracht. ...

Auch in diesem Lager hatten wir jeden Sonntag regelmäßig unsere Gottesdienste. ... Diese Gottesdienste gaben uns die Kraft, unser ... schweres Kreuz leichter zu tragen.

... Wir mußten den ganzen Tag Kartoffeln zusammenklauben. Dafür erhielten wir zweimal gutes Essen mit je 400 g Weißbrot. Abends stopften wir noch unsere Hosen und Joppen mit Kartoffeln voll. Am nächsten Tag wurde gekocht wie noch nie. 2 Steine wurden aufgestellt, und unsere Herde waren fertig. Jetzt konnte es losgehen! ...

Zur Aufsicht waren nur ein Posten und eine Vorarbeiterin unter uns. Jede Woche holten beide aus unserem Lager die notwendige Verpflegung für die kommende Woche. Jedesmal aber landete die Hälfte davon auf dem Schwarzen Markt oder wurde in Schnaps umgetauscht. ...

Ein Schneidermeister, der daheim ein Haus und eine Familie mit 4 Kindern hatte, brachte es fertig, daß er sich im Lager ein Dienstmädchen halten durfte. Es sollte ihm bei der Arbeit helfen und kochen.

Sein Gehalt - etwa 200 Rubel im Monat - und noch mehr seine Arbeit für den Schwarzen Markt erlaubten ihm diesen Luxus. Es ging ihm fast wie zu Hause. Das Mädchen (wurde schwanger) ... und starb 8 Tage nach der Geburt eines Knaben. ... Der Schneidermeister fand es nicht der Mühe wert, die Tote noch einmal anzuschauen und das Kind zu sich zu nehmen. Nach 8 Tagen hatte er schon ein anderes Dienstmädchen. ...

An Fluchtversuchen fehlte es auch hier nicht. Ein Vorarbeiter, ein Uhrmacher und ein Arzt - daheim war er nur Tierarzt - beschlossen, gemeinsam zu fliehen. Der Vorarbeiter verkaufte

sämtliche Uhren, die der Uhrmacher reparieren sollte, und der Arzt beschaffte den Piloten mit dem Flugzeug. ... Nach einem Jahr meldete sich der Vorarbeiter ... aus unserer Heimat. ...

Im Dezember 1946 wurde das Lager Osnowo aufgelöst. Die einen kamen nach Charkow, ... wo es ihnen besser ging als in anderen sowjetischen Lagern. Andere, meist Männer und etwa 30 Frauen, mußten in ein Sträflingslager. Am 8. Dezember wurde ich mit etwa 100 Personen ... nach Krasnazora gebracht. ... Es gab dort kein Licht, kein Wasser, und überall war es eiskalt.

Zum Frühstück gab es morgens 3/4 l gekochtes Wasser mit geschnittenen Krautblättern. Abends erhielten wir nochmals diese dünne Suppe, 400 g Brot und 20 bis 30 g Zucker. Das wurde oft erst spät in der Nacht oder nach Mitternacht ausgeteilt. Mittags bekamen wir etwas Essen in der Fliegerfabrik. Meist waren es gehackte Rüben, die man in Wasser gekocht hatte. Bei dieser Verpflegung konnten wir natürlich nicht arbeiten, und deshalb gingen fast alle betteln. In der Fliegerfabrik ... sagte man uns, die Verpflegung wäre an unser Lager abgeliefert worden. Den Lagerchef sahen wir kein einziges Mal nüchtern.

Mit leerem Magen konnten uns die Posten nicht arbeiten lassen. Schließlich kam es soweit, daß die Posten uns sagten, wir mögen uns das Essen selbst suchen. Das brauchte man uns nicht zweimal zu erlauben. Wir schlüpfen durch den Drahtzaun und gingen in die umliegenden Dörfer betteln. Wir hatten immer guten Erfolg, obwohl es viele Bettler gab.

... Wir gingen immer zu zweit. Einmal klopfen wir an eine Haustür und bekamen keine Antwort, obwohl wir hörten, daß jemand drinnen war. Leise öffneten wir die Tür. Zu unserer großen Überraschung wurde gerade eine heilige Messe gefeiert. Wir blieben bis zum Ende und stellten uns dem Geistlichen vor. Jede von uns beiden bekam ein Stück Milchbrot.

Mit größter Freude gingen wir in die Fabrik zurück. Nach dem Arbeitsschluß wurden alle streng untersucht. Alles, was sie bei uns fanden, wurde auf einen Haufen geworfen: Lebensmittel, Holz, Lumpen usw. Am Vortag war nämlich ein 8 m langes Seil ... aus Baumwolle verschwunden. Es wurde aufgedreht und zu Pullover verstrickt.

Die Aufseher zeigten uns immer mehr Vertrauen als ihren eigenen Landsleuten, und zwar deshalb, weil wir nicht soviel mitnahmen. Wir kamen oft in ein riesengroßes Warenlager, wo manches mitging. Wenn wir die Sachen nicht gebrauchen konnten, so wurden sie auf dem Schwarzen Markt abgesetzt. Damit haben wir unsere schlechte Kost und die Kleidung ergänzt.

Zu unserer größten Überraschung wurde das Lager in Krasnazora schon nach 6 Wochen aufgelöst. Es wurde schon am 25. Januar 1947 geschlossen. Die Kranken - von 500 waren 300 arbeitsunfähig und krank - holte man mit Autos direkt vom Lager ab. Die anderen gingen etwa 2 km zu Fuß und durften erst danach aufsteigen, weil der Weg wegen der hohen Schneelage nicht zu befahren war. Wir kamen in ein Sträflingslager nach Charkow, das auf einem Fabrikgelände untergebracht war.

Hier fand sich ein buntes Völkergemisch: Engländer, Italiener, Ungarn, Serben, Juden usw. Im ganzen waren es über 1.000 Personen. Die Frauen wurden im Erdgeschoß, die Männer im ersten Stockwerk untergebracht. Die Räume waren sehr hoch und hatten viele hohe Fenster. In unserem Raum standen 6 eiserne Öfen. Diese Öfen brachten kaum etwas Wärme hervor. Es wurde auch nur wenig Heizmaterial zur Verfügung gestellt.

Nur ein kleiner Teil der Fabrik war in Betrieb. 6 Schlosser aus unserem Lager waren hier beschäftigt. Alle anderen mußten 45 Minuten zu Fuß in die Panzerfabrik gehen, die in der Friedenszeit 32.000 Arbeitskräfte hatte.

Um 6 Uhr standen wir auf. Jeder erhielt gleich 3/4 l Suppe. Um 7 Uhr war Abmarsch in die Fabrik. Nach einer Stunde sollte jeder auf seinem Arbeitsplatz sein. Mittags war eine Stunde Pause. Jeder bekam einen halben Liter Suppe und 4 Eßlöffel Kartoffel- oder Hirsebrei. Da im Speiseraum unserer Abteilung nur etwa 30 Personen ... ihre Mahlzeit einnehmen konnten, sorgten wir schon dafür, daß wir nicht so schnell an die Reihe kamen. Wir warteten oft über 2

Stunden.

Um 4 Uhr war Arbeitsschluß. Am Fabriktor wurden alle durchsucht, weil man nichts mitnehmen durfte. Auf dem Rückweg begegneten wir der Nachtschicht. Die erste Frage war immer, ob das Brot schon gekommen sei. War dies der Fall, so stieg die Stimmung, und wir unterhielten uns angeregt. Im gegenteiligen Fall sprachen wir auf dem ganzen Heimweg kein Wort und ließen die Köpfe hängen.

Das Abendessen bestand aus 700 g Brot für den nächsten Tag und einem Kaffeelöffel Zucker oder Marmelade. Nur in den letzten 2 Monaten bekamen wir abends eine Suppe. Jede Woche war einmal Appell. Die Arbeit wurde neu eingeteilt, die Vorarbeiter wurden für die einzelnen Gruppen ernannt, faule Arbeiter bestrafte man usw.

Beim Eintritt in das Fabrikgebäude wurden wir gezählt. Nachher fing gleich ein tolles Rennen zum Abfallhaufen der Fabrikküche an, wo wir nach mehr oder weniger Eßbarem suchten. Daß man dann um 8 Uhr nicht an seinem Arbeitsplatz war, ... (kümmerte keinen). Es dauerte oft nur bis 9 oder 10 Uhr, bis alle (bereits wieder vom Arbeitsplatz) verschwunden waren. Man konnte dabei auch Pech haben und von der Fabrikpolizei erwischt werden. Beim nächsten Appell mußte man dann mit einer öffentlichen Beschimpfung rechnen, der stets eine Strafarbeit wie Abortreinigung usw. folgte.

Die schwerste Arbeit, zu der ich in dieser Fabrik herangezogen wurde, war im Kesselhaus bei der Feuerung. Den ganzen Tag mußte man Loren mit Schlacke, aus denen noch dauernd Gase herausströmten, hinausschieben und Kohlen wieder hereinbringen. 14 Frauen plagten sich mit einer Lore ab. Im Winter sind oft die Räder an den Schienen festgefroren. Da man drinnen nicht gut ausruhen konnte, legten wir uns bei kaltem Wetter draußen auf die warme Kohlen-schlacke. - Nach 3 Wochen war ich krank. - Mein Magen wollte einfach nichts mehr vertragen. - Viele mußten dort ihr Leben lassen.

Besonders gefürchtet war die Abteilung 110, wo Panzerräder geschliffen wurden. Eine einzige Person mußte die Räder auf die 1 Meter hohe Drehbank heben. In 14 Tagen war auch der stärkste Mann erledigt. Nicht viel besser war es in der Abteilung 196. Drei russische Eisenbahnwaggons mußten in einer Schicht ausgeladen oder beladen werden. 15 Personen mußten schwere Eisenklötze herumschleppen.

Oft kamen die Armen erst um 9 Uhr abends ins Lager, weil sie immer die Waggons abfertigen mußten. Ähnlich war es an der Steinpresse. Einer mußte immer die 20 kg schweren Stücke allein von der Maschine wegtragen. Da diese 3 Abteilungen unter ständiger Aufsicht standen, ereigneten sich hier die meisten Todesfälle, besonders bei den Männern.

Eine besonders verhaßte Arbeit war im Winter das Schneekehren. Den ganzen Tag war man im Winter dem Unwetter ausgesetzt und konnte sich nirgends aufwärmen. Es war schon schlimm genug, wenn man nur vorübergehend dazu eingeteilt war. Manche hatten den ganzen Winter hindurch das Pech, (dort arbeiten zu müssen). Sie waren nicht zu beneiden.

Ab 15. August 1947 ging von unserem Lager (Krasnazora) ein Transport nach Sibirien, der 240 der kräftigeren Personen mitnahm. Die Folge war, daß auch solche, die bisher krank im Lager bleiben konnten, wieder in die Fabrik mußten. So kam ich für 3 Wochen in eine Abteilung, wo ich mit Aluminiumtöpfen zu tun hatte. Ich nahm fast jeden Tag einen Topf mit und kaufte mir dafür Lebensmittel. ... Danach mußte ich wieder im Lager bleiben und strickte. Sah ein Posten etwas, was ihm gefiel, so nahm er es einfach und dachte nicht daran, mir etwas dafür zu geben.

Unsere Kranken wurden von 4 Sanitätern gepflegt. Dazu hatten wir noch einen deutschen Arzt und 2 russische Ärztinnen im Lager. Sehr viele Kranke sind gestorben, in den letzten Wochen waren es täglich 8-10. Die Leichen wurden jeden Tag von einem Auto abgeholt.

Jeden Monat durften wir ein Duschbad benützen, leider aber Männer und Frauen zusammen. Der Lagerchef hatte sein größtes Vergnügen daran, wenn er uns das antun konnte.

Die Arbeitsleiterin, der die Vorarbeiter und die Arbeitseinteilung unterstanden, - eine von uns

- hatte es immer gut und fand auch immer einen Freund. Hier war es der Lagerarzt. Er war verheiratet und hatte daheim eine Familie mit 2 Kindern. Im Lager war es hier schon seine dritte Liebe. Die Arbeitsleiterin war ebenfalls verheiratet und hatte daheim ein Kind. ... Als sie im 6. Monat war, nahm sie mit ärztlicher Hilfe ihrem Kinde das Leben. ... Nachdem sie wieder gesund geworden war, sagte sie, der Herrgott möge es ihr nicht als Sünde anrechnen, da sie das Kind doch nicht hätte ernähren können. Der Arzt wurde nach Sibirien verschleppt, und damit war es auch mit der Liebe aus.

Im Sommer 1947 wollte man in unserem Lager eine antifaschistische Partei gründen. Eines Sonntags kam eine Gruppe von 34 Mann und machte für uns 2 Stunden Musik und Theater. Alle waren sehr gut genährt und gekleidet. Einer sprach zu uns und sagte, wie schlecht es im Reich wäre und wie gut wir es hier hätten. Er hatte aber immer weniger Zuhörer, immer mehr sind hinausgegangen, denn wir gingen lieber schlafen. Der Redner kam in Abständen von 2 Wochen wieder, fand aber keinen Anklang und ließ uns endlich in Ruhe. Es waren Veranstaltungen von deutscher Seite.

Die Russen hielten uns jährlich 2 bis 3 Vorträge, die stets aufs gleiche hinaus kamen: Unsere Brüder und Väter hätten in Rußland alles in Trümmer geschlagen, wir müßten jetzt alles aufbauen und dürften nicht eher wieder nach Hause. Sonst wurde uns einmal in Iwanowka vor der Kirche ein Film gezeigt. Dann sahen wir noch 3 französische Liebesfilme. Gottesdienste hatten wir hier nur selten. ... Zum Tanzen hatte auch niemand mehr Lust.

Im September 1947 hörte man wieder, daß ein Krankentransport zusammengestellt werden sollte. Die Küche war schon eingebaut, als ungefähr 2 Wochen vor der angeblichen Abfahrt ein Wachposten zu mir kam und mir sagte, ich solle ihm 2 Pullover stricken, dann dürfe ich auch mit.

Ich war zu 90 % arbeitsunfähig und ging seit Monaten schon zu keiner Arbeit mehr. ... Da nun viele, die mit dem Krankentransport fahren sollten, für die lange Reise zu schwach waren, ... (wurde) die Kost jetzt besser. Es gab dreimal täglich eine gute Suppe, 700 g Brot, zu jeder Mahlzeit etwas Kartoffelbrei. ... Dazu (erhielten wir) jeden Tag einen Kaffeelöffel Sonnenblumenöl und einmal sogar Margarine und Fische. –

In diesem Lager hatten wir auch schon eine Sterbekur überstanden: 2 Wochen lang (gab es) nichts als Brennesselsuppe und dann wieder 2 Wochen lang nur Hefesuppe. Die Männer sind da nur so umgefallen und wie die Fliegen gestorben.

Am 18. Oktober 1947 war der Transport endlich soweit. ... Die Posten durchsuchten unser Gepäck sehr genau. Einigen schlitzen sie sogar die Federbetten auf, um nachzusehen, ob sie darin etwas versteckt hätten.

Am 21. Oktober 1947 begann dann endlich die Reise. Wie mir zu Mute war, brauche ich (wohl) nicht weiter zu erzählen. In Brest-Litowsk mußten wir 3 Tage und 2 Nächte im Freien verbringen. Der Gegenzug, mit dem wir ... unsere Fahrt fortsetzen sollten, war noch nicht ausgeladen. Mit den großen und schweren Maschinen hatten die russischen Arbeiter ihre liebe Not.

Am 10. November traf unser Transport spät abends in Frankfurt/Oder ein. Zum Schlaf kamen wir die ganze Nacht nicht. Zuerst wurden wir registriert, und dann mußten wir ins Bad. Von dort aus ging es weiter zur ärztlichen Untersuchung. Ganz entkleidet wog ich nur noch 42 kg. Endlich gab man uns ordentliche Kleidung. Russische und deutsche Ärzte untersuchten uns noch einmal. Die ganz Schwachen, darunter war auch ich, brachte man noch in der gleichen Nacht gegen 4 Uhr morgens ins Krankenhaus. Dort konnte ich mich in ein schönes weißes Bett legen. Die Verpflegung war ausgezeichnet.

Nach 2 Wochen wurden wir entlassen. Andere Heimkehrer warteten schon auf unser Bett. Zum Abschied teilte man jedem von uns 2 Bonbons aus, damit wir nicht vergessen, daß wir im Roten Paradies waren. ...<<

Die Zwangverschleppung der Rumänien-Deutschen

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die Zwangverschleppung der Rumänien-Deutschen (x007/77E-80E): >> Anders als Ungarn oder die von den Sowjets besetzten deutschen Ostgebiete galt Rumänien nicht als "Feindesland". Die rumänische Regierung vermochte sich der von den Sowjets geforderten Stellung von Arbeitskräften für den Wiederaufbau in der Sowjetunion dennoch nicht ganz zu entziehen, doch wurde die Aktion im wesentlichen auf die arbeitsfähigen Jahrgänge der volksdeutschen Bevölkerung beschränkt.

Ob und wie weit die von der geflüchteten Volksgruppenführung unter Andreas Schmidt im November 1944 organisierten Sabotageaktionen hinter der russisch-rumänischen Front die Deportationspläne beeinflußt haben, muß dahingestellt bleiben. Sicher haben sie die Bemühungen volksdeutscher Politiker, die Verschleppung zu verhindern oder doch einzuschränken, ernsthaft beeinträchtigt.

Hans Otto Roth, der anerkannte Sprecher der Siebenbürger Sachsen, versuchte in den ersten Januartagen gemeinsam mit dem Banater Dr. Franz Kräuter, in direkter Aussprache mit Ministerpräsident Radescu wie durch Vermittlung der demokratischen Parteiführer Maniu und Bratianu, durch den Nuntius und über den jüdischen Politiker Dr. Fildermann eine Milderung, einen Aufschub der geplanten Deportationen zu erreichen.

Doch blieben alle Interventionsversuche - auch anderer volksdeutscher Gruppen - erfolglos. Erste Meldungen über den Gang der Gespräche hatten freilich beruhigend gewirkt, so daß der unvermittelte Beginn der Deportationen in Siebenbürgen um so überraschender kam.

Unter den Deutschen des Sathmar-Gebiets hatten die Deportationen schon am 2. und 3. Januar begonnen. Nachdem die Aktion in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1945 in Kronstadt und Bukarest angelautet war, setzten die Aushebungen fast schlagartig im ganzen Lande ein. Im Gegensatz zu der wilden Menschenfängerei serbischer Partisanen in Süd-Ungarn vollzog sich die Deportation in Rumänien nach einem von den rumänischen Behörden sorgfältig vorbereiteten Plan.

Auf Grund der im Herbst durchgeführten Registrierung - zum Teil auch noch des in rumänische Hand gefallenen Nationalkatasters von 1941 - wurden Listen der Deutschen zusammengestellt, die in die zur Deportation vorgesehenen Altersklassen fielen: Männer von 17 bis zu 45, Frauen von 18 bis zu 30 Jahren; Übergriffe nach oben und unten waren vor allem auf dem Lande häufig.

Vor Beginn der Aktion wurden die Ortsausgänge vielfach durch Polizei, Militär, oder auch rumänische Freiwillige abgesperrt, Telefon, Telegraph und Eisenbahnbetrieb unterbrochen, so daß eine Flucht nur sehr begrenzt möglich war. In den Städten gingen gemischte rumänisch-sowjetische Patrouillen von Haus zu Haus, um die Betroffenen auszuheben; zum Teil wurden sie völlig unvorbereitet in den Straßen aufgegriffen. Die deutschen Einwohner auf den Dörfern wurden vielfach kurzerhand durch den Gemeindeboten oder Gendarmen aufgefordert, sich zu festgesetzter Zeit im Gemeindeamt oder in der Schule einzufinden.

Ein Großteil leistete schon der ersten Aufforderung Folge, wobei man oft an einen der üblichen kurzfristigen Arbeitseinsätze glaubte. Andere suchten sich zu verstecken, wurden aber durch die Razzien und Haussuchungen der folgenden Wochen nachträglich erfaßt; die Drohung, Eltern oder Verwandte als Geiseln zu verhaften, zwang manchen, sich freiwillig zu stellen. Dennoch gelang es nicht wenigen, sich der Deportation zu entziehen. Trotz der damit verbundenen Gefahren erwiesen sich die rumänischen Nachbarn, ja selbst rumänische Beamte und Offiziere in vielen Fällen über Erwarten hilfsbereit.

Die politische Haltung des einzelnen spielte bei den Aushebungen keine Rolle. Die Insassen der Internierungslager wurden ebenso betroffen wie die zum Teil aktiven deutschen Kommunisten des Industriezentrums Reschitza und die madjarisierten Schwaben des Sathmar-Gebiets. Selbst die noch in der rumänischen Armee dienenden Deutschen sollten ausgehoben

werden, wurden allerdings zum Teil von ihren Vorgesetzten gedeckt. - Als die Aktion nach mehreren Wochen endgültig abgeschlossen wurde, waren insgesamt rund 75. 000 Volksdeutsche deportiert worden.

Das Schicksal der Ausgehobenen entsprach im allgemeinen dem ihrer Leidensgenossen aus Ungarn, aus Jugoslawien und den deutschen Ostgebieten, wenn sie auch als nominell "freiwillige" Aufbauarbeiter in Rußland im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten zum Teil günstiger behandelt wurden.

Von Sammellagern in den Aushebungsorten wurden die Zwangsarbeiter zu Fuß oder mit Lastwagenkolonnen und Fuhrwerken zu den nächsten Bahnstationen gebracht, um dort unter Bewachung sowjetischer Soldaten in vergitterte Viehwagen verladen zu werden. In mehrwöchiger Fahrt wurden sie - in Jassy oder Kischinew in russische Breitspur-Waggons umgeladen - in die sowjetischen Arbeitslager übergeführt. Die Mehrzahl fand in den Lagern des Donezbeckens um Stalino und Woroschilowgrad Unterkunft.

Ein Teil der Verschleppten kam allerdings schon diesseits des Dnjepr um Kriwoi-Rog und Dnjepropetrowsk zum Einsatz, während kleinere Gruppen bis in die Bergwerkslager beiderseits des Ural geführt wurden.

Schon auf der langwierigen Fahrt in den überfüllten, primitiv eingerichteten Waggons hatten Hunger und Kälte die ersten Todesopfer gefordert. Den ungewohnten Anforderungen der schweren Arbeit unter Tage, bei Wald- oder Erdarbeiten waren viele gesundheitlich nicht gewachsen. Verpflegung und Bekleidung waren, zumindest in den ersten Jahren, sehr schlecht, so daß es trotz zum Teil fast wohlwollender Behandlung durch die sowjetischen Vorgesetzten zu zahlreichen Krankheits- und Todesfällen kam.

Schon im Spätsommer 1945 kehrten die ersten Krankentransporte nach Rumänien zurück. Weitere Transporte mit Arbeitsunfähigen folgten.

In den Jahren 1946/47 wurden diese Heimkehrerzüge allerdings fast ausschließlich über Frankfurt/Oder nach Mitteldeutschland geführt; eine Rückkehr nach Rumänien wurde den Angehörigen dieser Transporte, die zum Teil jahrelang in sowjetzonalen Arbeitslagern oder zur Landarbeit eingesetzt wurden, im allgemeinen nicht gestattet.

Die Masse der Deportierten wurde in den Jahren 1948/49 nach Rumänien oder Deutschland zurückgeführt; die letzten konnten erst 1950/51 heimkehren.

Nach zuverlässigen Schätzungen muß mit einer Verlustquote von nahezu 15 % gerechnet werden: mehr als 10.000 kehrten nicht zurück. Von den Heimkehrern blieb fast die Hälfte in Deutschland und Österreich.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Mediasch im September 1944, Vorbereitungen zur Zwangsdeportation

Erlebnisbericht der I. L. aus Mediasch in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/99-101): >>Zur Zeit der rumänischen Kapitulation lagen in Mediasch einige kleinere Einheiten der deutschen Wehrmacht. Der örtliche rumänische Befehlshaber war Oberst Istrate, ein ausgesprochen deutschfreundlicher Offizier. Bürgermeister war ein Sachse und Polizeichef war ein Rumäne aus Galatz.

Als sich die Nachricht von der rumänischen Kapitulation in der Stadt verbreitete, verhielt sich die Bevölkerung zwar aufgeregt, aber es kam weder zu Zwischenfällen, noch zu Gehässigkeiten seitens der Rumänen. ... Die Rumänen hätten, so wurde mir gesagt, den deutschen Truppen eine Abzugsfrist bis zum 25. August, abends 6 Uhr, eingeräumt. In unserer Kreisleitung herrschte große Aufregung. Es hieß, die Wehrmacht werde gemeinsam mit unseren waffenfähigen Männern Mediasch halten und nicht abziehen. Dann verbreiteten sich Gerüchte von angeblich heranmarschierenden starken deutschen Truppenverbänden. ...

Am 25. August zog die Wehrmacht ab, nicht ohne uns Zurückbleibenden zuzurufen, daß sie in einigen Tagen wiederkommen werde. Mit dieser Wehrmachtseinheit zogen 25 oder 30

sächsische Jugendliche und Männer. Es vergingen einige Tage, aber die Wehrmacht kam nicht. Dafür wurden die in Mediasch lebenden Reichsdeutschen verhaftet und nach Targu-Jiu fortgeschafft. Auch der Bürgermeister Dr. Z., der frühere Kreisleiter R., der Mannschaftsführer G. und mehrere andere Amtswalter der Volksgruppe wurden interniert. Sie wurden in der rumänischen Fliegerkaserne untergebracht und nicht schlecht behandelt. In der Stadt blieb alles ruhig. Einige Male erschienen deutsche Flugzeuge, die außerhalb der Stadt Bomben abwarfen. ...

Am ... 7. September tauchten aus der Richtung Martinskirch Kolonnen von jüdischen Flüchtlingen auf, die mit Pferdefuhrwerken und zu Fuß vor den angeblich heranrückenden Deutschen flohen. Auch zahlreiche Mediascher Juden schlossen sich der Flucht an.

Wir waren nun fest überzeugt, daß die Befreiung nahte. Aber zu unserer Bestürzung kamen am 9. September statt der Deutschen die Russen. Zunächst in kleineren Gruppen, dann in endlosen Kolonnen rollten sie durch Mediasch der ungarischen Grenze zu. Von dort hatten wir schon seit einigen Tagen schwachen Gefechtslärm gehört. Wir verbarrikadierten uns in den Häusern und glaubten, daß unser Ende gekommen wäre.

Bis auf einige Vergewaltigungen an der Peripherie der Stadt und bis auf Plünderungen und Ausraubungen ereignete sich jedoch nichts. Die geflüchteten Juden erschienen im Gefolge der Russen. Und nun änderte sich auch die Stimmung in der Stadt: Die Arbeiterschaft der Glasindustrie, der Textilfabrik "Irti" und der übrigen Betriebe begann sich bemerkbar zu machen. Die Entscheidung war jetzt endgültig gefallen, die deutschfeindlichen Elemente gaben ihre Zurückhaltung auf.

Bürgermeister war seit dem 26. August der Rumäne B., ein Lehrer, der sich anständig verhielt, aber von den dreister werdenden Kommunisten überspielt wurde. Besonders viel machte ein ungarischer Kommunist namens Kajlig von sich reden, ein Maurer, der nun auf eigene Faust zu regieren begann. Der Polizeichef war nach dem Umsturz nicht ausgewechselt worden. Auch er war offensichtlich nicht in der Lage, den Kommunisten, die sich auf die Russen stützten, entgegenzutreten.

Ein übles Element war auch ein sächsisch-russischer Mischling aus Probstdorf. Sein Vater hatte im Ersten Weltkrieg als Gefangener in Rußland geheiratet und war dann mit seiner russischen Frau heimgekehrt. Der Sohn, dem man immer schon geheime kommunistische Tätigkeit nachgesagt hatte, zeichnete sich nun als "Revolutionär" aus. Er und die übrigen Kommunisten beschlagnahmten sächsische Wohnungen, eigneten sich Möbel, Klaviere und Kleider an und bezogen die schönsten Häuser.

Unsere Lage verschlechterte sich. ... Immer mehr sächsische Häuser wurden beschlagnahmt und die Einwohner entweder hinausgeworfen oder auf kleinstem Raum zusammengedrängt. Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Immer wieder bekamen wir zu hören, daß man uns "noch ganz andere Dinge" bescheren würde. ... Eine Jüdin (sagte mir): "Wenn der Winter kommt, wird man Euch verschleppen. Ihr werdet schon sehen, was Hunger und Kälte bedeuten!"

Ende Oktober ... gingen Polizisten von Haus zu Haus und schrieben alle Frauen zwischen 18 und 33 und alle Männer von 17 bis 45 auf. ... Wir brachten die Zusammenschreibung nicht mit einer möglichen Deportierung in Zusammenhang, es war davon auch nicht die Rede. Die Polizisten gebrauchten irgendwelche Ausreden.

Erst in der Zeit vor und nach Weihnachten begann das Gerücht von bevorstehenden Aushebungen umzugehen. Ich arbeitete zu jener Zeit als Schwester im rumänischen Militärlazarett. Wir waren hier insgesamt etwa 30 sächsische Frauen und Mädchen und erfuhren seitens der Spitalsleitung und der Verwundeten ausgezeichnete, höfliche Behandlung. Die Leiterin des Roten Kreuzes, Frau Maniu (nicht mit dem Parteiführer Maniu verwandt) eröffnete uns in den ersten Januartagen, daß mit einer Verschleppung zu rechnen sei, beruhigte uns jedoch, indem sie erklärte, sie werde dafür sorgen, daß uns nichts geschehe.

Am Abend des 13. Januar, einem Sonnabend, marschierten, von Schäßburg kommend, NKWD-Verfügungstruppen in Mediasch ein. Es wurde verlautbart, daß sich niemand nach 6 Uhr auf der Straße zeigen dürfe. Die Stadtausgänge waren, wie ich erfuhr, gesperrt, niemand durfte hinaus oder herein. Nun wußten wir, daß die Aushebung bevorstand.<<

Versuche von volksdeutschen Politikern, die Deportation zu verhindern, Verschleppungsaktion im Januar 1945

Erlebnisbericht des Journalisten Herwart S. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/229-231): >>Die Befürchtung, daß ... (Massenverschleppungen) auch für die Deutschen Rumäniens bevorstehe, wurde Ende Dezember 1944 laut, als die ersten Transporte mit Deportierten aus dem Banat und der Batschka durch das Land rollten. Angesichts dieser Gerüchte, die vom größten Teil der Bevölkerung nicht geglaubt wurden, überlegten wir, was getan werden könnte.

Jedenfalls begab ich mich am 10. Januar nach Bukarest und beriet mich mit dem damaligen Staatssekretär Rudolf Brandsch. Wir stellten eine Abordnung von Rumänien-Deutschen zusammen und gingen zum damaligen Ministerpräsidenten General N. Radescu, um festzustellen, ob die Gerüchte und unsere Befürchtungen hinsichtlich der bevorstehenden Verschleppung zutreffen würden. Radescu empfing uns und erklärte, daß die Russen tatsächlich angeordnet hätten, eine bestimmte Zahl von Deutschen für Wiedergutmachungsarbeiten in der Sowjetunion zur Verfügung zu stellen. Um welche Jahrgänge es sich handle, wisse er aber selbst noch nicht.

Schützen könne er uns offiziell ebenfalls nicht, da es sich um einen ausdrücklichen Befehl der Sowjets handeln würde. Doch gab er uns den Rat, die Gefährdeten sollten sich in den Bergen und Wäldern verstecken. Außerdem erklärte er sich bereit, von uns namhaft zu machende Persönlichkeiten dadurch vor der Zwangsverschickung bewahren zu wollen, daß er sie für die rumänische Wirtschaft als unentbehrlich bezeichne. Zu diesem Zweck sollten wir ihm Listen einreichen.

Solche Listen wurden dann tatsächlich schon am nächsten und den darauffolgenden Tagen übergeben und entsprechende Ausweise vom Ministerpräsidenten ausgegeben. Unterdessen hatte auch die Gruppe um Landeskirchenkurator und ehemaligen Vorsitzenden der deutschen parlamentarischen Gruppe, Dr. Hans Otto Roth, Verhandlungen aufgenommen, nachdem mein Versuch, Dr. Roth in einer Unterredung zu einem einheitlichen Vorgehen zu bewegen, fehlgeschlagen war. Der zweiten Verhandlungsgruppe scheint Radescu ähnliche Erklärungen abgegeben zu haben, denn auch von ihr wurden in aller Eile Listen zusammengestellt und eingereicht.

Die Ausweise, die den Vertretern der beiden Delegationen zwecks Weiterleitung an die betreffenden Persönlichkeiten ausgehändigt wurden, trafen in der Provinz in den meisten Fällen zu spät ein, da die Inhaber bereits abtransportiert waren. Die örtlichen Behörden berücksichtigten diese Ausweise außerdem nur selten, nämlich nur dann, wenn sie von den lokalen Machthabern gegengezeichnet waren. Radescu stand damals schon im Gegensatz zu den Kommunisten, auf die er später sogar schießen ließ, weil sie "landfremde, gottlose Menschen" seien. ...

2 Tage nach unserer Unterredung mit dem Ministerpräsidenten begann im ganzen Land die Verschleppung. Ich blieb in Bukarest, weil ich mich dort sicherer wähnte. ... Von den Verschleppungen wurde die weibliche deutsche Bevölkerung vom 18. bis zum 30. sowie die männliche vom 17. bis zum 45. Lebensjahr betroffen. Übergriffe auf ältere und jüngere Personen waren an der Tagesordnung. Das Soll mußte erfüllt werden.

Die Erfassung der Betroffenen war verschieden. In den Dörfern mußten sie sich im allgemeinen bei den Gemeindeämtern melden und wurden nur dann individuell aufgegriffen, wenn sie sich nicht stellten. In den Städten spielte sich der Menschenfang anders ab. Gemischte rus-

sisch-rumänische Patrouillen gingen von Haus zu Haus und fahndeten auf Grund von Listen nach den Gesuchten. Selbst auf den Straßen wurden die Menschen aufgegriffen und in die zu diesem Zweck vorgesehenen Sammellager eingeliefert, ohne daß sie vorher nach Hause gehen konnten, um sich warme Kleidung und Verpflegung zu holen. Und der Winter war bitter kalt. In den Sammellagern wurden unverzüglich die Transporte zusammengestellt.

Verschleppt wurden auch die entsprechenden Jahrgänge aus den Internierungslagern, und gesucht wurden sie auch in den militärischen Einheiten. Dabei ist rühmend zu erwähnen, daß die Kommandanten derselben in den meisten Fällen bemüht waren, die Betroffenen zu schützen. Manche davon entgingen dadurch einem schweren Schicksal.

Die Verschleppung hielt mehrere Wochen an. Die rumänische Bevölkerung erwies sich vielfach als hilfreich. Zahlreiche Deutsche konnten sich zunächst in rumänischen Wohnungen versteckt halten. Auch ich lebte in Bukarest hauptsächlich bei Rumänen. Doch kamen sehr bald Verordnungen heraus, die das Beherbergen von Deutschen verboten.

Um der Verschleppung zu entgehen, wurden zahlreiche Scheinehen geschlossen. Töchter aus besten Familien der Siebenbürger Sachsen gingen mit diesem fragwürdigen Beispiel voran, das auf dem flachen Lande nachgeahmt wurde und vielfach zu schweren seelischen Konflikten führte. Selbst Übertritte zum griechisch-orthodoxen Bekenntnis kamen vor.

Andere wieder ließen sich auf Grund ihres Namens zu Madjaren deklarieren. Ganz Kluge machten von einer bestehenden Verordnung Gebrauch und ließen sich bei den Bürgermeisterämtern als Volksrumänen eintragen. Doch haben diese Maßnahmen im allgemeinen wenig genützt.

Das Soll mußte erfüllt werden, und so ereilte das Schicksal auch manchen, der gar nicht gemeint war, u.a. Rumänen und Juden, die gerade zur Hand waren, wenn das russische Begleitpersonal auf Bahnhöfen, die durchfahren wurden, die Flucht des einen oder anderen Waghalsigen feststellte.<<

Verschleppungsaktion in Bukarest im Januar 1945

Erlebnisbericht der Eva K. aus Bukarest in Rumänien (x007/233): >>Wir brachten die aufregenden Tage vor der Deportierung in der Wohnung des ehemaligen Vorsitzenden der deutschen parlamentarischen Gruppe, Dr. Hans Otto Roth, zu und erlebten dort, wie verzweifelt man über alle möglichen Stellen versuchte, wie z.B. den päpstlichen Nuntius, den jüdischen Führer Dr. Fildermann und natürlich über die Regierung Radescu bei den Russen zu intervenieren, um wenigstens einen Aufschub der Verschleppungsaktion bis zum Frühjahr zu erwirken.

Es war jedoch alles vergeblich und ich werde nie vergessen, in welcher Verzweiflung Dr. Roth von seinem letzten, vergeblichen Gang bei Radescu zurückkehrte und den aus allen Provinzstädten anrufenden Vertretern mitteilen mußte: "Der Kranke ist gestorben." Das war das Stichwort für den Beginn der Verschleppungen.

In der selben Nacht, am 10.1., begannen die Aushebungen in Bukarest, am 13.1. in der Provinz. Meine Schwester und ich wohnten in den gefährlichen Wochen bei verschiedenen jüdischen Geschäftsfreunden meines Vaters, die sehr hilfsbereit waren. Aus Hermannstadt lebten in dieser Zeit ziemlich viele junge Männer und Frauen in Bukarest versteckt, da man hier leicht untertauchen konnte. Es haben hier nie wie in den deutschen Provinzstädten systematische Durchsuchungen aller Häuser stattgefunden. Die Aushebungskommissionen kamen nur zu Familien, bei denen Personen im fraglichen Alter wohnten.<<

Internierung im Januar 1945 und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager bei Plast im Bezirk Tscheljabinsk von Januar bis Februar 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1945

Erlebnisbericht des R. P. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/244-249): >>Anfang Januar erfuhren wir, daß in den nächsten Tagen die Männer im Alter von 18-45

Jahren und die Frauen im Alter von 18-32 Jahren abtransportiert würden. Ich war 44 Jahre alt.

...

Am Morgen des 13. Januar wurden die betreffenden Frauen und Männer mit Verpflegung für offiziell 8 Tage versehen, tatsächlich reichte diese Verpflegung nur für 2-3 Tage. Dann wurden wir von Gendarmen, die über mehrere Maschinengewehre verfügten, mit unserem Gepäck über das freie Feld zu einem in der Nähe liegenden Industriegelände geführt, wo ein Güterzug auf einem Nebengleis zu sehen war. Erst als wir unmittelbar vor dem Güterzug standen, traten russische Wachmannschaften hinter dem Zug hervor.

Wir wurden zunächst nach Jassy geschafft. Die Begleitmannschaft verhielt sich gleichgültig. Sie nahmen uns die Messer ab, sonst nichts. Ein Angestellter der deutschen Gesandtschaft in Bukarest, der in unserem Waggon war, versuchte mit einem nicht abgelieferten Messer den vergitterten Rahmen unseres Fensters zu lockern. Er wurde von einem russischen Unteroffizier dabei ertappt und bekam mehrere Faustschläge ins Gesicht.

Als wir im Bahnhof von Jassy standen, erfuhren wir durch die Fensterritzen, daß im Güterzug, der auf dem Nebengleis stand, Schicksalsgenossen aus Hermannstadt waren. Wir hörten aus Zurufen, daß Volksdeutsche aus dem ganzen Land nach Rußland verschleppt würden. Ich fragte, ob vielleicht auch meine 17 1/2jährige Tochter in diesem Zug sei, aber man wußte es nicht. Tatsächlich war sie nicht deportiert worden, was ich jedoch erst ein Jahr später erfuhr.

...

Drei Tage lang lagen wir dicht zusammengedrängt auf dem Fußboden einer Schule. Dann wurde unser Transport aus Targu-Jiu mit einem Transport aus Reschitza vermischt. Er bestand durchweg aus Arbeitern der Reschitzer Werke. Diese befanden sich bereits in dem Güterzug und nahmen die oberen Pritschen in Anspruch. In unserem Waggon waren 25 Reschitzer und 15 Volksdeutsche aus dem Lager Targu-Jiu. ...

Die Reschitzer waren von einem russischen General in einer Ansprache aufgefordert worden, sich Kleidung und Essen in praktisch unbegrenzter Menge mitzunehmen. Der General hatte sie außerdem etwas davon überzeugt, daß es sich um einen ehrenvollen proletarischen Arbeitseinsatz in Rußland handeln sollte. Es dauerte lange Zeit, bis sie den wahren Grund unserer Deportation erkannten. Ein Großteil von ihnen lehnte uns Neuankömmlinge ab. ... Viele von ihnen, die nur zum Teil deutscher Herkunft waren, bedauerten es, sich zum Deutschtum bekannt zu haben. ...

In der ab Jassy 37 Tage dauernden Fahrt bereiteten sie sich auf dem kleinen Eisenofen, der in jedem Waggon stand, ihr Essen zu und hüllten sich in Decken und Federbetten ein. Wir aus dem Lager aber hungerten und froren. Die Russen gaben uns zunächst noch Brot, später wurde auch das seltener.

Manchmal erhielten wir rohe Erbsen, die wir halbgar verschlangen, und gedörrtes, übersalzenes, nur schwer genießbares Schaffleisch. Als die Reschitzer das übersalzene, getrocknete Schaffleisch zurückwiesen, stoppten die Russen auch diese Zuteilung.

Die Reschitzer selbst gaben uns keinen Bissen von ihren Vorräten. Sie versuchten sogar, uns an der Zubereitung des Pfefferminztees zu hindern, der in ausreichendem Maße zur Verfügung stand. Sie behaupteten, daß die Teezubereitung dem Waggon zu viel Wärme entziehen würde. Es kam zu Auseinandersetzungen, die an den Rand des Totschlags führten.

Wir mußten uns beim Hinlegen schichtweise ablösen. Eine Gruppe hockte jeweils am Ofen. Die Stimmung der Deportierten war gedrückt, die Haltung blieb jedoch mustergültig. Die meisten unserer Volksdeutschen hielten sich durch die Hoffnung aufrecht, daß Deutschland trotz alledem noch gewinnen werde.

Ich persönlich befand mich in einem unbeschreiblichen Zustand des seelischen Zusammenbruchs. Meine Befürchtungen hinsichtlich des Kriegsausganges waren eingetroffen, und ich sah im Zusammenbruch der deutschen Front in Rumänien den Beginn des deutschen Todeskampfes. ...

Unser Lager am Stadtrand von Plast, Kreis Tscheljabinsk, umfaßte rund 700 Personen. Volksdeutsche, Pseudovolksdeutsche, Reichsdeutsche, Zivildeportierte. Später kamen deutsche Kriegsgefangene hinzu. Ein Teil unseres Transportes wurde mit einem Transport von Volksdeutschen aus Temeschburg vermischt. Im Zentrum der Stadt Plast entstand später ein zweites Lager mit etwa 300 Insassen.

Einige öffentliche Gebäude der angeblich 30.000 Bewohner umfassenden Stadt trugen europäischen Charakter. ... Alle übrigen Wohngebäude waren Blockhäuser und z.T. in die Erde gebaute Hütten, die den Behausungen unserer siebenbürgischen Bettelzigeuner ähnelten.

Die Bevölkerung zeigte sich in der Folge nicht gehässig. Alte Frauen und Männer steckten den Gefangenen manchmal Nahrungsmittel zu. Die Bevölkerung selbst lebte ungeheuer dürftig; es gab keine Uhren, einen großen Mangel an Nähnadeln, keine Schlösser an den Türen. Papier gab es nur in der Form von amerikanischem Packpapier, aus amerikanischen Hilfssendungen stammend.

Das Benehmen war zum Großteil gutmütig. Beim Durchmarsch liefen die kleinen Jungen manchmal neben den Kolonnen her und riefen: "Fritz, Fritz, eins, zwei!"

Zwei- oder dreimal wurden wir mit Steinen beworfen. Danach gab es Untersuchungen durch den Kommissar, der dem Lager zugeteilt war. ... Nach dem Eintreffen im Lager wurden wir täglich von einem Offizier – es waren 7 Offiziere unter dem Kommando eines gutmütigen Oberleutnants der Reserve – über die Erfolge der russischen Armee unterrichtet.

Die jungen (deutschen) Kommunisten des Lagers wurden anfangs am Sonntag in den kommunistischen Klub (der Sowjets) geführt, bald aber hörte die Verbrüderung auf. Die ehemaligen Kommunisten unseres Lagers wurden zu den verbittertsten Menschen in unseren Reihen. Sie erhielten anfänglich die führenden Lagerstellen und landeten schließlich ausnahmslos bei Arbeiten unter Tage, weil sich die russischen Offiziere lieber der Hilfe ehemaliger Offiziere und Unternehmer bedienten. ...

Der Großteil der Lagerinsassen arbeitete im Bergwerk, teilweise mit russischen Frauen zusammen, deren Arbeitsleistungen erstaunlich waren. Der kleinere Teil der Gefangenen arbeitete in Werkstätten des Bergwerkes. Später wurden Arbeitsgruppen zu Straßenarbeiten und zu Kolchosen entsandt. ...

Die 68 Frauen des Lagers wurden zu Feld- und Gartenarbeiten, nicht aber im Bergwerk eingesetzt. Sie litten unter der allzu leichten Bekleidung und auch ein Teil der männlichen Lagerinsassen, soweit sie verhaftet worden waren, hatte keine Mäntel und nur Sommeranzüge an, ohne im ersten Jahr warme Bekleidung zu erhalten.

Die zum Holzfällen in den Wald entsandten Schicksalsgenossen hatten große Verluste an Kranken und Toten infolge der übergroßen Arbeitsnormen, unzureichender Ernährung und dementsprechender Erschöpfung. ...

Die Lagerverwaltung erfolgte durch Gefangene; die Offiziere beschränkten sich auf die Oberaufsicht und die Abhaltung von Propagandavorträgen. Dabei wurde uns die von Moskau erlassene Lagerordnung verkündet, daß wir im Arbeitslohn mit den russischen Arbeitern gleichgestellt seien und z.B. das Recht auf einen Club und eine Lagerbibliothek hätten.

Manche Arbeitsgruppen erhielten nach Abzug der Verpflegungs- und Wohnkosten einen Rest vom Arbeitslohn in bescheidener Höhe; andere erhielten niemals etwas und waren angeblich noch Verpflegungskosten schuldig. Das hing von den leitenden Personen in den betreffenden Betrieben ab.

Die "Bibliothek" bestand aus 2 Propagandabüchern über die Sowjetgrößen. Als eines davon (als Zigarettenpapier verwendet wurde, um Machorka (Tabak) zu rauchen), zog man das andere Buch strafweise ein. Der Club war eine von den Gefangenen erbaute offene Halle, in der man sich in der warmen Jahreszeit zum Essen oder zum gemeinsamen Gesang versammeln konnte.

Die Ernährung war unzureichend, wochenlang gab es nur Suppen aus Rübenblättern oder

Brennesseln, hier und da etwas Fleisch, ... sehr selten Milch; Hauptnahrung war Brot, ein halbes Kilo des dunklen, feuchten, schweren russischen Brotes für den Normalarbeiter, 700 g für Schwerarbeiter und 1 kg für die unter Tage im Bergwerk arbeitenden Häftlinge.

Die Todesfälle von Januar bis Oktober 1945, rund 10 %, waren fast ausnahmslos auf Unterernährung und der daraus entstandenen Dysenterie (Darmkrankheit) zurückzuführen. ... Ein der Trunksucht ergebener, strafweise versetzter alter Arzt und eine junge despotische Ärztin leiteten das Lazarett, worin Fliegenschwärme in Massen hausten und wegen der starren Fenster niemals entweichen konnten. Den Darmkranken wurde die gleiche Kost verabreicht, an der sie erkrankt waren. Wir erhielten z.B. wochenlang halbverdorbenes Kraut.

Jeden Tag übernahm ein Gefangener die Küchenkontrolle, um die Verwendung der Lebensmittel zu überprüfen. Tatsächlich war er ohne jeglichen Einfluß und wurde anschließend für das schlechte Essen verantwortlich gemacht. Die Offiziere und das russische Küchenpersonal entwendeten die kärglich bemessenen Lebensmittel in Massen.

Persönliches Eigentum der Gefangenen wurde nicht unmittelbar angegriffen, doch die Gefangenen wurden gezwungen, sich ihrer Habseligkeiten durch Vermittlung von Vertrauten der Offiziere billig zu entledigen, um sich ernähren zu können. Die Lagermoral der Reichs- und Volksdeutschen des rumänischen Mittelstandes war gut.

Bei den unter dem Hunger besonders leidenden Bauern (war die Moral) wesentlich schlechter, bei den Reschitzer Arbeitern – abgesehen von ihrer Feindseligkeit gegenüber den "Herren" des Mittelstandes – (war die Stimmung) etwas besser, aber deutschfremd bis deutschfeindlich, bei einzelnen Vertretern des ehemaligen deutschen Großkapitals aus Bukarest, die dem besonders tiefen Sturz der Lebensumstände nicht gewachsen waren, war die Moral teilweise auch schlecht. Denunziationen wegen der ehemaligen politischen Haltung kamen nur von Seiten der Reschitzer Arbeiter vor, wurden aber von den Russen nicht beachtet, sofern der Betreffende nur arbeitete. ...

Anfang Oktober 1945 wurde ich mit ca. 70 anderen Gefangenen von einer Spezialkommission, der auch der Lagerarzt angehörte, als arbeitsunfähig zum Transport nach Deutschland bestimmt. Obwohl ich schwer herzkrank war, wurde dies nicht beachtet, dafür beschrieb mich der Arzt als schwer tuberkulös (schwindsüchtig), was ich tatsächlich nicht war.

Der Leutnant unserer Kompanie hatte sich meinen kleinen Reisekoffer ... angeeignet und veranlaßte mit Hilfe seiner Geliebten, der Hilfsärztin, daß ich abtransportiert wurde, um den Koffer behalten zu können. ... Unsere beiden Waggons wurden in Tscheljabinsk einem Transport arbeitsunfähiger deutscher Kriegsgefangener angehängt. Die Fahrt bis Frankfurt an der Oder dauerte ca. 6 Wochen.

Diesmal waren die Waggons nicht verschlossen. Wir konnten uns in den Bahnhöfen frei bewegen und mit dem Erlös restlicher Kleidungsstücke Nahrungsmittel kaufen. Die Papiere sowie ... noch vorhandene nicht-russische Geldsorten wurden uns abgenommen. Die Papiere gingen durch den häufigen Wechsel von Transportkommandanten allmählich verloren, nur die Gesamtzahl wurde gelegentlich überprüft.

Die Nahrung war nach unseren damaligen Maßstäben ungewöhnlich gut. Wir erhielten ... gekochte Kartoffeln in einer für uns ungewohnten Menge. Der Transportkommandeur, ein Oberleutnant, war ständig sinnlos betrunken und bedrohte jeden, der ihm in den Weg kam. Täglich gab es ein bis 2 Todesfälle unter den Kriegsgefangenen. Die Leichname wurden in den größeren Stationen zurückgelassen. Auch in unseren beiden Waggons starben 3 oder 4 Schicksalsgenossen ...<<

Internierung im November 1944 und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager bei Kriwoi-Rog von Januar bis Februar 1945, Zwangsarbeit bis Februar 1947

Erlebnisbericht der M. R. aus Karlsburg in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/249-254):

>>Durch meine Ehe mit einem deutschen Staatsangehörigen erwarb ich automatisch die deut-

sche Staatsbürgerschaft und lebte in meiner Heimat als sogenannte Ausländerin. Im September 1944 wurde unser Sohn geboren. Gerade in dieser Zeit begann die Internierung sämtlicher Ausländer. Um meine Internierung zu verhindern, setzte sich mein Vater mit dem Bezirkspräsidenten in Verbindung, und es gelang ihm auf "Kompensationswegen", einen Aufschub von 5 Monaten zu erreichen. Eines Nachts wurde aber trotzdem an unsere Tür geklopft, und ich mußte binnen 3 Stunden am Bahnhof sein.

Ich nahm mein 7 Wochen altes Kind mit. Als ich jedoch am Bahnhof ankam, sah ich gerade noch den letzten Waggon in der Ferne verschwinden. Ich sah es als einen Wink des Schicksals an und bat meine Mutter, den Jungen wieder mitzunehmen und ihn bis zu meiner Rückkehr zu versorgen. Der nächste Zug fuhr 2 Stunden später. In dieser Zeit wurden wir von rumänischen Polizisten bewacht. Ich wußte, daß ich in das Internierungslager nach Targu-Jiu kommen würde.

Dann hieß es Abschied nehmen. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als der Zug sich in Bewegung setzte und meine Eltern noch ein Stückchen mitliefen, beide mit Tränen in den Augen; es war das erste Mal, daß ich meinen Vater weinen sah! Die Nächte waren schon ziemlich kalt. Wir hatten in den Waggons sehr darunter zu leiden. Ein 3 Monate altes Kind erfror. Ich dankte unserem Herrgott, daß ich meinen Säugling zu Hause gelassen hatte, obwohl ich mit dem Kind sicherlich nicht im Lager geblieben wäre. Im Lager wurden uns Baracken zugewiesen. ...

Die Tage verliefen eintönig. ... Ich hatte immer noch Hoffnung, entlassen zu werden. Doch eines Tages wurden wir untersucht und in Gruppen eingeteilt. Am nächsten Tag sahen wir die ersten Russen im Lager. Es hieß, wir wären arbeitsfähig, kämen in ein anderes Lager und müßten dort arbeiten. Mir war es gleich, wenn wir nur im Lande blieben. Zuerst hieß es, wir würden nach Ploesti in die Zuckerfabrik kommen, doch wir fuhren an Ploesti vorbei. Dann hieß unser Ziel Balti, aber auch daran ging es vorbei.

Eines Morgens wachte ich durch das Geheul von Schiffssirenen auf und hatte sofort das beklemmende Gefühl, daß es von der Donaumündung nach Rußland gehen würde. In meinem Gepäck hatte ich noch eine Postkarte.

Ich bat den Finder dieser Karte in rumänischer Sprache, er möge diese Karte in den nächsten Postkasten werfen, denn es sei der letzte Gruß, den eine Tochter und Mutter nach Hause senden könnte, bevor man sie nach Rußland verschleppen würde. Ich warf die Postkarte auf gut Glück zum Fenster hinaus. Diese Postkarte kam tatsächlich bei meinen Eltern an. Es war das einzige Lebenszeichen, welches meine Eltern in den folgenden 2 Jahren von mir erhielten.

Wir wurden in Breitschienenwaggons umwaggoniert, wie Vieh mit 70 Mann in einen Waggon hineingepreßt, Türen und Fenster (wurden) mit Brettern vernagelt, und ab ging's, unserem Schicksal entgegen. ... Später waren wir froh, daß wir auch Männer im Waggon hatten. ... Denn sie waren es, welche mit einer kleinen Säge ein kleines Loch in den Boden des Waggons sägten, daß wir unsere Notdurft verrichten konnten, wobei wir Frauen uns gegenseitig mit Decken vor den Blicken der Männer schützten.

Die Reiseverpflegung war unter aller Kritik. Bei unserer Abfahrt aus Targu-Jiu erhielten wir Brot und Wurst und daran zehrten wir auch noch in Rußland. Nur einmal ging die Tür auf, und es wurde uns ein halbes abgehäutetes Lamm und ein Eimer ungekochte Erbsen hereingeworfen; ... in rohem und gefrorenem Zustand. Wir waren vor Staunen erstarrt, denn was sollten wir denn damit beginnen?

Aber Not macht erfinderisch. Die Erbsen hielten wir wie Kaugummi stundenlang im Mund, bis sie allmählich weich wurden. Dieses Kauen war ein Zeitvertreib, und wir vergaßen den größten Hunger. Was das Fleisch anbelangt, waren es wieder die Männer, welche uns mit Rat und Tat zur Seite standen und uns in die Zeit des Hunnenkönigs Attila versetzten. Das Fleisch wurde in Stücke geschnitten und so lange mit einem Stück Holz ... bearbeitet, bis es weich war, mit Salz abgeschmeckt und als sogenannter "Hackepeter" verzehrt.

Nach einer Fahrt von ca. 18 Tagen kamen wir in Kriwoi-Rog an. Bei eisiger Kälte und hohem Schnee mußten wir vom Bahnhof etwa 10 km zu Fuß gehen. ... War unsere Stimmung schon am Nullpunkt angelangt, so sank sie noch tiefer, als wir die trostlosen Räume sahen, in denen wir nun wohnen sollten. Es waren große leere Zimmer mit leeren eisernen Bettgestellen, kein Ofen, kein Licht, kein Wasser.

Diese Trostlosigkeit wirkte verschieden auf die Gemüter meiner Reisegefährten. Einige sanken auf das leere Bett und weinten, andere fingen an, sich häuslich niederzulassen, wieder andere schlossen sich einer quicklebendigen norddeutschen Opernsängerin an und sangen: "So sind wir, wir pfeifen auf die Sorgen ..."

Wir bekamen unser Zimmer zugewiesen. Meine Freundin, 6 andere Frauen und Mädchen blieben auch später immer zusammen. Wir hatten verschiedene Berufe, wie z.B. eine Tänzerin des klassischen Balletts der königlichen Oper, eine Opernsängerin, 2 Ärztinnen, 2 Zahnärztinnen etc. Ein Großteil der Lagerinsassen waren deutsche Bauern, die aus Jugoslawien kamen.

Die Monate Januar und Februar 1945 waren furchtbar kalt, wir hatten keinen Strohsack. ... Ich habe in dieser Zeit eingesehen, wieviel der Mensch an körperlichen und seelischen Strapazen aushalten konnte, und keiner durfte sagen: "Ich kann das nicht!" Oh ja, alles konnte man.

Die Verpflegung war sehr schlecht, es gab tagaus und tagein immer dasselbe: warmes Wasser mit einigen Krautblättern drin und 1 Eßlöffel Graupen, Tagesration 300 g Brot! –

In der ersten Zeit konnten wir auf dem sog. Basar, wo unser Weg zum Arbeitsplatz vorbeiführte, einige Sachen verkaufen, um zusätzlich Lebensmittel einkaufen zu können. Es gab die herrlichsten Dinge, z.B. Weißbrot, Butter, Honig, Äpfel - aber zu wahnsinnig hohen Preisen. Doch sie wurden gekauft, um eine Abwechslung in das tägliche Einerlei unserer Ernährung zu bringen.

Durch Zufall lernte ich einen Bekannten meines Mannes kennen, der Arzt war. Er gab mir den guten Rat, all mein Geld nur in Zwiebeln und Knoblauch anzulegen, da diese beiden Gewächse jegliche Bazillen im Körper töteten und ihn widerstandsfähig machten. Es war für mich eine große Überwindung, wenn ich abends mein trockenes Brot mit Zwiebeln essen mußte. ... Aber ich bereute es nicht, denn kein Husten, kein Schnupfen oder sonstige Krankheit kam an mich heran. Sogar die Typhusepidemie, welche später 3 Wochen lang wütete, ließ mich ungeschoren.

Im Lager waren etwa 1.000 Männer und 2.500 Frauen. Wir waren in Arbeitsbrigaden eingeteilt. Ca. 10 Frauen in einer Brigade wurden unter Bewachung zu den verschiedenen Arbeitsplätzen (bis zu 10 km entfernt) gebracht. Unsere Aufseherin war ein nettes 20jähriges Mädchen. Sie hatte eine Schwäche für Wäsche, Strümpfe, Schmuck usw. Diese Schwächen nutzten wir zu unseren Gunsten aus. ...

Wir arbeiteten lange in einem total ausgebombten Elektrizitätswerk und mußten die Trümmer und den Schutt beseitigen. Morgens legte der Meister unsere Norm fest, d.h. er steckte mittels einer Holzstange ab, wieviel Schutt wir aufladen, und mit eisernen Schubkarren abtransportieren und anschließend planieren mußten. Wir opferten jeden Tag eine Kleinigkeit, um es unserer russischen Aufseherin zu schenken, denn dafür setzte sie die Holzstange ein gutes Stück nach vorn. Nach kurzer Zeit wurden dann Gebäude aufgebaut, und wir 10 Frauen mußten mauern lernen. Der Anfang war ... schwer, aber wir lernten auch das.

Unsere Norm war 10 qm mauern und sofort verputzen. Bei Erdarbeiten war die Norm ... nicht (zu) schaffen. ... Der Boden war steinhart gefroren, die Schaufel rutschte immer ab. ... Keiner von uns hatte je mit einer Schaufel gearbeitet, und mir liefen die Tränen über das Gesicht vor Kummer, Kälte, Unbeholfenheit und Wut.

Dann gab uns die sowjetische Meisterin ein Stemmeisen und einen 10 kg schweren Hammer. ... Das Gewicht des Hammers drohte uns zu erdrücken, aber auch das lernten wir. Zuletzt empfanden wir das Schlagen mit dem schweren Hammer sogar als eine Möglichkeit, um uns

vorübergehend zu erwärmen, denn wer den Hammer 2mal durch die Luft schleuderte und ihn auf das Stemmeisen niedersausen ließ, war in Schweiß gebadet.

Wir waren froh, als wir ... abkommandiert wurden, und machten nun verschiedene Gelegenheitsarbeiten ... beim Straßenbau, Steineklopfen, Straßen fegen, Schnee schaufeln, ... Toilettenanlagen reinigen. Es geschah oft, wenn wir so die Straßen fegten oder am Straßenrand saßen und Steine klopfen, daß eine alte Russin uns ins Haus rief und uns heiße Milch gab, ein Stück Brot oder einen Apfel.

Ich machte ... die Feststellung, daß die Russen ab 50 Lebensjahre freundlich und friedlich waren und viel von den "guten Deutschen" erzählten. Das Gegenteil war die Jugend von 18-30 Jahren, die beschimpften, bespuckten und bewarfen uns mit Steinen, wo sie uns trafen. Unsere Bewachung griff jedoch glücklicherweise ein, sonst hätten sie uns noch mehr angetan.

Die Kälte machte uns sehr zu schaffen, mußten wir doch bei jeder Temperatur draußen arbeiten (bis 40°). Es wurden Steppwesten und Schuhe ausgegeben, aber nicht jeder erhielt Kleidungsstücke. Da nur 2 Schuhgrößen vorhanden waren, mußte ich statt Schuhgröße 36 mit Größe 42 herumlaufen. Den Zwischenraum der zu großen Schuhe stopfte ich mit Stroh und Papier aus.

Das Brot, welches wir mittags bekamen, erfror draußen, und es war unmöglich, es tagsüber zu essen. Oft regnete es, abends fror es, unsere nassen Sachen ebenfalls, so daß wir sie abends ... steif in die Ecke stellen konnten. ... Durch Kompensation bekamen wir ein winziges Kanonenöfchen und hatten (es) abends wenigsten etwas warm; das Holz hierfür stahlen wir und schleppten es verborgen unter dem Mantel in das Lager.

Nach 2 schweren Monaten bekamen wir einen neuen Kommandanten, welcher die Güte in Person war. Er ließ z.B. sofort mehrere Fuhren Stroh ins Lager bringen, so daß wir Strohsäcke und Kissen "faßten" und wieder menschenwürdig schlafen durften. Im allgemeinen besserte sich alles. Es gab etwas mehr und besseres Essen. Wir erhielten einmal im Monat Ausgang und durften unbewacht in das benachbarte Lager gehen. Es wurden 2 Räume eingerichtet, in denen samstags und sonntags getanzt werden durfte.

Der Kommandant besorgte Musikinstrumente und organisierte eine Bauernkapelle und eine Jazzkapelle. Wir bekamen außerdem 2 Radios und die deutsche Zeitung der Kriegsgefangenen. Da hinter dem Haus ein großer freier Platz war, wandelten wir diese Fläche unter Leitung eines deutschen Architekten in einen Park um.

Hierfür arbeiteten wir freiwillig sonntags. Es war für uns später eine richtige Erholung, wenn wir nach den Mühseligkeiten des Tages, in den Grünanlagen wandeln konnten oder uns unter einem schattigen Baum ausruhen durften.

Zu dem viel behandelten Thema "Vergewaltigung" möchte ich hinzufügen, daß in unserem Lager keine Frau ... mißbraucht wurde. Im Gegenteil, es gab Frauen, welche unseren Abteilungsoffizieren ein schönes Gesicht zeigten. (Sie) durften im Lager bleiben ohne zu arbeiten. Dafür mußten sie sich aber in gewissen Situationen ... bereitwillig zeigen. ...

Am Heiligen Abend war die erste Feier. Sämtliche Offiziere des Lagers waren zugegen, darunter auch unser GPU-Offizier, welcher als Deutschenhasser bekannt war. Als gemeinsam das Lied "Stille Nacht" gesungen wurde, hörte man nur Weinen und Schluchzen, sogar harte Männer weinten wie kleine Kinder. Sofort wurden diese und alle übrigen Feiern abgebrochen bzw. mit der Begründung abgesagt, solche Feiern und Gesänge würden die Moral untergraben.

Auf Wunsch des Kommandanten wurde Sylvester gemeinsam mit einem Theaterstück unserer Theatergruppe, Gedichtvorträgen, einem gemeinsamen Essen und anschließendem Tanz gefeiert. An diesem Abend waren auch die Frauen der Russen anwesend. ... Das Benehmen und Verhalten uns deutschen Internierten gegenüber war tadellos, einwandfrei und höflich. Einige beherzte Männer tanzten (sogar) mit den Russinnen. ...

Unter den 1.000 Männern waren ca. 600 Bauern aus Jugoslawien, die zu schweren Erdarbei-

ten herangezogen wurden. Die 200 Handwerker hatten es besser. Sie wurden von der Arbeit außerhalb des Lagers befreit und machten im Lager Reparaturen, größtenteils für die Offiziere und ihre Angehörigen.

Die Berufe Schuster, Schreiner, Schlosser und Schneider waren sehr gesucht. Die übrigen 200 waren Ärzte, Ingenieure, Architekten und Apotheker; sie wurden in ihren Berufen außerhalb des Lagers eingesetzt und erhielten den gleichen Lohn der Russen.

Außerdem hatten sie freien Ausgang, konnten mit der Straßenbahn zu ihren Arbeitsstätten fahren und wurden immer höflich und entgegenkommend behandelt. Für unsere Arbeit bekamen wir Ende des Monats eine genaue Abrechnung. ... Ausbezahlt erhielten wir zwischen 2-10 Rubel, alles andere hatten Unterkunft, Essen, Steuern verschluckt.

... Morgens um 1/2 5 Uhr wurden wir geweckt, um 5 Uhr mußten wir antreten, wurden abgezählt und wie die Schafe vom Hirten zum Tor hinausgetrieben. Die ... Küche, wo wir unser Frühstück erhielten, lag 5 km vom Lager entfernt. Wir erhielten jeder einen Teller Suppe. Sie bestand aus heißem Wasser mit Krautblättern und einigen Ölaugen. Oft war die Suppe so kochend heiß, daß wir sie nicht so schnell essen konnten. Die Bewachungssoldaten jagten uns dann schon während des Essens fort. Dann ging's etwa noch 5 km weiter bis zum Arbeitsplatz.

Von 7-12 Uhr wurde gearbeitet, dann ging's wieder zur Küche zum Mittagessen. (Meistens gab es) Borschtsch. Es war eine Suppe, bestehend aus: Sauerkraut, roten Rüben und einigen Möhren mit Mehl eingedickt. (Dazu erhielten wir) Kascha, das waren Graupen, die man in Wasser kochte. Wir erhielten davon aber höchstens 2 Eßlöffel. Nach 10 Minuten ging's wieder im Eilschritt zum Arbeitsplatz, um die gesteckte Norm zu erfüllen. Es kam oft vor, daß (einige) ... entweder kein Abendessen oder keine Brotration erhielten, weil sie ihre Norm nicht erfüllten.<<

Internierung und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager im Donezbecken im Januar 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1946

Erlebnisbericht der S. T. aus Kronstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/255-260):

>>Die dunkle Wolke der drohenden Deportation verdichtete sich von Woche zu Woche und hing drohend über der Stadt.

Daß der rumänische Staat, der sich vor die Forderung gestellt sah, Arbeitskräfte an Rußland zu liefern, zuerst nach den in Frage kommenden Jahrgängen der deutschen Minderheit griff, war fast allen klar.

Bei "Hausbesuchen" bzw. Durchsuchungen" wurden Listen aufgestellt. ... Am 11. Januar begann plötzlich die Aushebung der Deutschen in Kronstadt: Mädchen und Frauen von 17-35 Jahren und Männer von 17-45 Jahren. Für unser kleines siebenbürgisches Volk brach eine Zeit des namenlosen Leids an, wobei es für die Daheimgebliebenen, vor allem für unsere Eltern, sehr schwer war. ...

Nachdem wir eine Nacht in einem Auffanglager bei Kronstadt verbracht hatten, wurden wir am 12. Januar 1945 in Viehwaggons "verladen" - Männlein und Weiblein aller Berufe und Stände bunt durcheinander. Unsere Angehörigen aber standen draußen auf den Bahnsteigen.

Dann ging es dem Osten zu.

Die Fahrt bis zum ... Zentrallager Lubowka dauerte 14 Tage. ... (Es war) ein langer Zug von Viehwagen, jeder dieser vergitterten, verschlossenen Wagen, ... vollgestopft mit 40-60 jungen Menschen. ... Die Schlafmöglichkeiten waren knapp, da nur wenige Bretter als Liegepritschen zur Verfügung standen, von denen obendrein ... (viele) in einem kleinen Eisenofen verheizt wurden, denn es war recht kalt. So konnte man nur in Schichten schlafen, etwa 4 Stunden täglich pro Kopf. Verpflegung für 14 Tage und warme Kleidung hatte man auf Befehl mit, bis auf einzelne, die von der Straße "weggeschnappt" worden waren - denen wurde aber von der Allgemeinheit geholfen. ...

Die primitivsten kulturellen Dinge, im normalen Alltag unbeachtete Selbstverständlichkeiten, mußten laufend reduziert und heruntergeschraubt werden. Das Problem der Wasserbeschaffung war sehr groß, denn die Feldflaschen, soweit wir welche hatten, waren bald leer. Einigen sportlichen Jugendlichen gelang es zwar, vom Dach der Waggons herabhängende Eiszapfen durch das Gitterfenster zu erreichen, doch dies waren auch nur Tropfen auf heiße Steine bzw. durstige Kehlen und schmutzige, nach Wasser schreiende Gesichter und Hände. ...

Erst als wir jenseits der Grenze waren, durften wir während der Fahrtpausen die Waggons verlassen und Wasser aus Brunnen holen. Vom Land und den Leuten sahen wir während der Fahrt kaum etwas, denn es gab für 40 und mehr Augenpaare nur ein kleines Gitterfenster.

Die innere Reaktion auf die ... Deportation kam im allgemeinen in einer hektischen Ausgelassenheit zum Ausdruck. Es wurde viel gelärmt und gelacht und trotz des äußersten Raummanngels sogar getanzt. Letzteres allerdings oft auch, um die erstarrten Füße warm zu kriegen.

Dieses sind wohl typische Erscheinungen der psychischen Notwehr, der Flucht vor der Angst und dem Grauen in sich selbst. ... Wer kennt es nicht, das mehr oder weniger intensive Grauen in einem dunklen Raum, in dem nichts erkennbar und keine Orientierungsmöglichkeit ist. ... Hunderte von Mutmaßungen wurden aufgestellt. Auch die Schuldfrage wurde aufgeworfen. Es ging ... um die Frage der persönlichen Schuld oder der Kollektivschuld des Volkes. ...

Nach 14tägiger Fahrt kamen wir beim Dunkelwerden in unserem 1. Lager in Lubowka, Kreis Woroschilowgrad im Donez-Gebiet (Kohlenpott), an und bezogen das von üblichem Stacheldraht umgebene Lager, das aus mehreren großen Stein- und Holzbaracken bestand.

... Jeder versuchte sich irgendwie ... auf Koffer oder Decken zu legen, ganz kluge Verschleppte legten sich auf ihre mitgebrachten Matratzen, um auszuruhen - wir waren alle todmüde.

In den ersten Tagen herrschte im Lager ungeheure Geschäftigkeit. Die Männer zimmerten Pritschen, setzten bisher noch nicht vorhandene Fenster und Türen ein, während die Mädchen und Frauen auf primitiven Öfen in den mitgebrachten Kochtöpfen Schnee schmolzen, um Wasser zum Kochen und Waschen zu bekommen. Die Lagerküche kam erst allmählich in Betrieb und das Wasser mußte vorerst in mühevollen Transporten von einem wunderschönen, aber ziemlich weit entfernten Stausee geholt werden.

Wir wurden nun in Listen erfaßt. Jeden Morgen gab es einen Anwesenheitsappell - Männer und Frauen wurden in getrennten Baracken untergebracht. Zumeist (waren es) große Räume mit 50-100 Insassen mit je einem "Stubenältesten". Die Dolmetscher wurden erst später aus unseren Reihen ernannt. Sie besaßen oft große Freiheiten und waren wichtige Personen des Lagerlebens.

Die Küche ... unterstand der Leitung einer russischen Hauptköchin. Gekocht wurde in riesigen Kesseln, denn das Lager Lubowka umfaßte immerhin etwa 1.500 Leute. Es gab Suppen in dürftigen Variationen, in erster Linie die landesübliche Kapusta (Krautsuppe). Mit dem Kleb, dem Brot, mußte sich unser Magen erst auseinandersetzen, denn es war ein schweres, klebriges Schrotbrot. Ansonsten gab es Kascha (Graupenbrei) und Konservenfleisch. Ich persönlich hungerte von Anfang an sehr wenig, da ich nicht viel Essen benötigte. Doch viele, besonders Männer, litten in den ersten Monaten schwer unter dem Hunger. ...

Viele kamen zum Schneeschaufeln an die Bahngleise, eine schwere und bei den häufigen heftigen Schneestürmen sozusagen aussichtslose Arbeit. Andere wieder kamen in die Kohlenbergwerke ... oder arbeiteten außerhalb des Bergwerkes auf der Rutsche beim Verladen der Kohle.

Etwa im März kamen die ersten Karten und Briefe von daheim. Ich ... erhielt eine ... Karte von meiner Mutter. ... Danach durften auch wir bald schreiben, bei strengster Zensur. Frei umherlaufen durften wir auch. ... Irgendwann stießen auch Transporte ostpreußischer Internierter zu uns, die in sibirischen Gegenden gewesen waren und nun in unserem Lager untergebracht wurden. Diese Ostpreußen, fast ausschließlich Mädchen und Frauen, haben ungleich Härteres erlebt als wir Siebenbürger. ...

Seit dem Kriegsende war bereits ein volles Jahr vergangen, und das Gerücht "Skoro domoi" ("bald nach Hause") zuckte immer wieder auf, bald hier, bald dort. Doch schon ... im Herbst 1945 hatte es bei der Ankunft eines Transportes junger, russisch sprechender Männer, angeblich Angehörige der Wlassow-Armee, geheißt, es sei unsere Ablösung. So war man stutzig geworden. ...

Viele unserer russischen Mitarbeiter waren auch bettelarm und besaßen kaum viel mehr als wir. Politische Strömungen berührten uns wenig. ... In den Lagern tagte in den eigenen Reihen auch die AFO (Antifaschistische Organisation), doch zog sie keine bedeutenden Kreise. Man wurde aus ihren Tendenzen nicht recht klug, weil unsere eigenen Funktionäre oft Leute recht bescheidener geistiger Kapazität waren.

Der Sommer 1946 war ein heißer brennender Sommer. ... Viele flüchteten nachts mit ihren Strohsäcken aus den stickigen Baracken vor der Hitze und dem Ungeziefer. ... Im August 1946 kam die Nachricht, daß man in Almasna, unserem größten Filiallager, eine Krankenkommision erwartete, die einen Krankentransport zusammenstellen sollte.

Als Mitglied der ... "Krüppelbrigade" wurde auch ich mit den anderen Kranken auf ein Lastauto gesetzt. Unsere Arbeitskameraden umstanden uns, und bei diesem Abschied sah man auf keinem Gesicht auch nur eine Spur von Neid oder Mißgunst, sondern neben dem Schmerz der Trennung nur Mitfreude über die eventuelle Heimkehr. ...

Auf holprigen Wegen ging es nach Almasna. Bevor wir zur Kommission kamen, mußte ich allerdings noch ein dramatisches Intermezzo erleben. Es war das einzige eigene bedeutende ... Erleiden einer körperlichen Züchtigung. Der Lagerkommandant von Almasna, ein etwas komischer Mensch, hatte es in einem Zustand starker Trunkenheit aus einem unerklärlichen Grund auf mich abgesehen.

Mit dem Ausruf: "Verfluchter Simulant, komm her, ich will es dir geben!", stürzte er sich auf mich und unseren Dolmetscher, der mich vom Wagen gehoben hatte. Er trieb mich mit wütenden Stockschlägen wie ein verwundetes Tier vor sich her, ... bis mich schließlich einer der anderen Offiziere rettete und in eine Baracke schickte.

Aus dem tobenden Berserker war etwa 3 Stunden später ein nüchterner und wohlwollend freundlicher Mensch geworden, der als Lagerkommandant bei den Medizinern am Kommissionstisch saß und mich fragte: "Mädchen, wie geht es dir?" ...

Am 15. September 1946 verließen wir das Lager Almasna, eine Schar von Kranken und Schwerkranken. Der Abschied war teilweise tief bewegend, besonders da, wo ein Ehepaar getrennt wurde. Unter den Kranken befanden sich auch einige junge Mütter mit Säuglingen und schwangere Frauen.

Da standen wir nun, mehr oder weniger abgerissen und abgemagert. Nachdem wir durchgezählt hatten, kam der entscheidende Schritt, der erste Schritt aus der Stacheldrahtumzäunung. Die Viehwagen standen wieder dort, dieses Mal aber mit weit geöffneten Türen, und die Fahrt begann. In den ersten Nächten verfolgte mich gleich einem Gespenst das Sterben einer blutjungen Ostpreußin, das ich ... kurz vorher in der Lazarettbaracke ... miterlebt hatte. ...

Nun bei den geöffneten Türen sahen wir das Land, die Steppe, die auch ihren eigenen melancholischen Reiz hatte und mir immer mehr zu einer harmonischen Einheit mit der russischen Musik verschmolz. Und wir sahen auch, daß wir nicht zu unseren Angehörigen nach Rumänien fuhren, sondern nach Ostdeutschland. Anfang Oktober kamen wir im Entlassungslager Frankfurt/Oder an und wurden endgültig von den Russen entlassen.

Die große Masse kam in Quarantäne, in die Ziethen-Kaserne nach Torgau/Elbe. Dort lebten wir 5 Monate lang unter wesentlich schlechteren Bedingungen als in Lubowka (Zwangsarbeitslager in der UdSSR). Der Betrieb schaffte die Anforderungen wahrscheinlich gar nicht. Danach wurden wir in alle Windrichtungen verstreut. Bewaffnet mit einem russischen Entlassungsschein, konnte man sein Schicksal nun selbst in die Hand nehmen. ... Auf gut Glück schrieb ich nach Stuttgart an meinen Bruder, der vor dem Kriege schon dort studiert hatte,

und siehe da, das Echo kam. ...<<

Verschleppungsaktion im Banat im Januar 1945

Erlebnisbericht des F. S. aus Temeschburg im Banat, Rumänien (x007/263-264): >>Die Verschleppung in die Sowjetunion war wohl das Furchtbarste, was unser Volk treffen konnte. Erst wenige Tage vor der Verschleppungsaktion verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß etwas Schreckliches bevorstünde. Die Landbevölkerung wurde davon völlig überrascht.

Die Vorbereitungen: Eintreffen eines russischen Polizeiregimentes, ... Zusammenziehung sämtlicher Lastkraftwagen, ... Einstellung des Eisenbahnverkehrs sowie Absperrung der Verkehrswege und der Telefon- und Telegrafienlinien in den mit Deutschen bewohnten Gebieten, setzten nicht nur unser deutsches Volk, sondern auch das rumänische Element in eine Panikstimmung. Nur die Juden, die seit dem Jahre 1942 in den Städten konzentriert waren, die Ungarn (Proletariat) ... und die Serben fühlten sich von den bevorstehenden Ereignissen nicht bedroht.

Überfallsmäßig am 16. Jänner 1945, um 24 Uhr, begann im gesamten Banater und Arader Siedlungsraum die Aushebung der Deutschen durch rumänische Gendarmerie mit Hilfe der örtlichen Polizei. Da den rumänischen Sicherheitsbehörden nach dem Abzug der deutschen Truppen und der volksdeutschen Amtswalter die vollständige Kartei der Volksdeutschen in die Hände fiel, wurde es den Aushebungseinheiten wesentlich erleichtert, diese Aktion schlagartig und erfolgreich durchzuführen. ... Melden mußten sich die Männer vom vollendeten 16. bis zum 45. Lebensjahr, die Frauen vom 18. bis zum 32. Lebensjahr.

Manche versuchten sich in einem Versteck - in den Dörfern im Düngerhaufen, ... im Maislaub, ... in der Stadt, in ... Ableitungskanälen und (bei) rumänischen Familien ... - vor der Verschleppung zu schützen. ... Sobald sich die Betroffenen nicht meldeten, nahm man die Eltern oder Großeltern als Geisel. ... Befreit war die Geistlichkeit. ...

Ein rumänischer Unteroffizier sagte mir während der Durchsuchung in meiner Wohnung, er würde lieber an der Front stehen, als diese ihm widernatürlich erscheinende Zusammenfängererei mitzumachen. ... Während der 2 Wochen dauernden Aktion waren sämtliche deutschen Unternehmen, Betriebe und Geschäfte gesperrt.<<

Internierung und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager Kramatorskaja im Januar 1945, Zwangsarbeit bis Dezember 1946

Erlebnisbericht der N. F. aus Ulmbach im Banat, Rumänien (x007/265-267): >>Ende Dezember sah man lange Eisenbahnzüge voll mit jungen Menschen durch unseren Bahnhof fahren. Sie kamen aus dem jugoslawischen Banat und waren Deutsche. Man sagte, sie fahren nach Rußland zur Arbeit.

Am 14. Jänner sagte mir ein Mädchen aus unserer Nachbarschaft, ... daß rumänische Polizei das Dorf umstellt hätte. ... Um 8 Uhr trommelte man, und wir erfuhren, daß sich alle Frauen und Mädchen im Alter von 18-30 Jahren und alle Männer von 18-45 Jahren ... im Schulgebäude versammeln sollen.

Jeder sollte Kleider und Lebensmittel mitnehmen. Nun hatten wir die Gewißheit, daß auch für uns die Stunde des Abschieds gekommen war. Meine beiden Kinder blieben bei den Großeltern zurück. Viele hatten niemanden, denen sie ihre Kinder überlassen konnten, doch alle mußten mit. Nur Frauen mit Säuglingen unter einem Jahr blieben zu Hause. Es war ein schrecklich schwerer Abschied von meinen Kindern, wir wußten doch nicht, wo der Vater war und ob wir uns überhaupt noch einmal wiedersehen würden.

Noch am gleichen Tag führte man uns zu Fuß nach Giulvas, ... 9 km von Ulmbach entfernt. Einige Fuhrwerke brachten unsere Bündel nach. 5 Tage dauerte dort unser Aufenthalt. Es wurden immer mehr Leute aus der Umgebung gebracht. Schließlich wurden wir in Viehwaggons verladen, 30 Personen, Männer und Frauen (mußten) in einen Waggon. ... Die Angehö-

rigen standen auf den Bahnhöfen, ... es war viel Weinen und Klagen (zu hören).

Im Waggon war es eng. Man hatte uns einen Ofen hineingestellt, denn es war sehr kalt. Auf dem Boden schliefen wir nebeneinander. Wir hatten uns von unseren Angehörigen Eimer und einiges Geschirr mitgeben lassen, so konnten wir Tee oder Suppen kochen. Wir verpflegten uns aus unserem Brotsack. 14 Tage dauerte die Fahrt. Manchmal wurden die Türen geöffnet, wir konnten austreten, aber immer unter Bewachung. ...

Manche hatten Durchfall, und wir hatten nur einen Blecheimer! ... An der russischen Grenze wurden wir in sowjetische Breitspurwaggons umgeladen. Es waren größere Waggons, in denen nun 40 Menschen untergebracht wurden. ...

In Kramatorskaja wurde unser Waggon abgehängt, der Zug mit den anderen Waggons fuhr weiter. Zu Fuß ging es zum Lager, wo wir mit etwa 500 Personen interniert wurden. Wir mußten nicht gleich zur Arbeit gehen. Unsere Betten standen übereinander. Es waren Eisenbetten, ohne Matratzen und ohne Strohsäcke. Die ersten Nächte waren furchtbar. Man behalf sich notdürftig mit den mitgebrachten Sachen. ...

Am 16. Februar ... kamen wir zum ersten Mal zur Arbeit, Nachtschicht! Wir luden Kohlen aus, es war schrecklich kalt, und wir konnten uns nirgends wärmen. Wir sahen, daß die anderen Kohlen von der Arbeit mitbrachten. Wir taten es auch, versteckten sie in unseren Kleidern, so heizten wir und hatten es wenigstens beim Schlafen warm. Ich kam später auf eine Kolchose und arbeitete mit den anderen in der Landwirtschaft. ...

Im Lager gab es ... zweimal täglich eine dünne Suppe, morgens und mittags Suppe mit Kraut und 1 Löffel Kascha (Grütze) oder 1-2 Happen Fisch oder seltener Fleisch, 700 g schwarzes schweres Brot. ... In der Kolchose gab es täglich 500 g Brot und 2 Suppen. Wir hatten schrecklichen Hunger. ... (Es gab) zusätzlich kein Fett und kein Zucker. Ich kann sagen, daß ich das Hungergefühl nie los wurde, solange ich in Rußland war. Durch die Suppen wurden wir aufgeschwemmt, hatten einen dicken Bauch und wurden doch zusehends magerer. Man nahm, was man finden konnte, alles war gut, um es zu essen.

Am schmerzlichsten war für alle, daß wir nur ganz selten Nachricht von unseren Angehörigen bekamen. Wir durften schreiben, die Post kam aber nur selten durch. ... Wenn Läuse gefunden wurden, ließ man die Kopfhare abschneiden. Auch gegen Filzläuse setzte man die Rasur ein. Täglich kämmten wir unser Haar mit einem feinen Kamm, und mit Petroleum wurde das Haar eingerieben. So hielten wir uns sauber.

Von den deutschen Kriegsgefangenen tauschten wir uns Strohsäcke ein, aus denen wir uns Kleider nähten. Man half sich so gut es ging. Unser Körpergewicht nahm ... ständig ab. Man dachte viel an die Heimat. ... Mein Gesicht war angeschwollen, die monatliche Regel blieb längst schon aus.

Am 15. November 1946 sagte uns der Offizier, daß wir mit dem nächsten Transport heimfahren dürfen. Die Freude war sehr groß. ... Unsere Habseligkeiten (wurden gepackt). Wir versammelten uns im Lagerhof, und man wartete voller Ungeduld. Schließlich wurden wir in das Lager zurückgejagt, wir sollten zur Arbeit, denn es gehe kein Transport. So erging es uns 4mal. ...

Am 18. Dezember sollte unser Wunsch endlich in Erfüllung gehen. Wir durften Essen fassen, Brot und kleine Fische in Öl. ... Wir wurden verladen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, sangen wir glücklich "Großer Gott, wir loben Dich ..." Wir fuhren aber nicht in unsere Heimat (Rumänien), sondern (man transportierte uns) mit den deutschen Kriegsgefangenen nach Frankfurt/Oder. ... Bis zum 3. Januar 1947 waren wir unterwegs. In Frankfurt/Oder wurden wir gebadet. Wir bekamen dort 3 Tage lang gutes Essen. Dann erfolgte die Weiterfahrt ins Lager Hoyerswerda. ... Das Essen wurde wieder knapper. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Ungarn-Deutschen

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1956 über die Verschleppung der Ungarn-Deutschen (x008/42E-44E): >>Da die Sowjetunion Ungarn als besetztes Feindesland betrachtete, wurden, ähnlich wie im deutschen Osten, Arbeitskräfte für den Wiederaufbau in der Sowjetunion aus dem besetzten Gebiet herausgezogen. Ob und wie weit die Zahl der Zwangsarbeiter durch Abmachungen zwischen der russischen Militärregierung und der provisorischen Nationalregierung in Ungarn begrenzt worden ist, kann heute noch nicht quellenmäßig belegt werden.

Ebenso ist nichts darüber bekannt, ob gerade die Volksdeutschen in Ungarn für die Deportation in die Sowjetunion vorgesehen waren.

Die Eintreibung und der Abtransport der für die Verschleppung Bestimmten setzte wie in anderen Ländern gerade zu Weihnachten 1944 ein und dauerte bis Ende Februar; einzelne Nachzüglertransporte gingen noch im März und April ab. Die Aktion wurde in den einzelnen Gebieten des Landes in verschiedenen Formen durchgeführt, erfaßte aber nicht nur Deutsche, sondern weit mehr Madjaren; auch die anderen Minderheiten, einschließlich der Juden, wurden davon betroffen.

In Pest - dem Stadtteil Budapests links der Donau - das gerade zur Zeit der anlaufenden Verschleppungsaktion in die Hände der Russen fiel, und in den Orten östlich davon, die während der Belagerung der Hauptstadt Kampfgebiet waren, wurden alle Arbeitsfähigen, deren man habhaft werden konnte, zusammen mit deutschen und madjarischen Kriegsgefangenen nach dem Osten getrieben. Man zog sie in Lagern zusammen und transportierte sie mit den zurücklaufenden Leerzügen nach Rußland.

Obleich hierbei Personen mit deutschen oder deutsch klingenden Namen besonders stark der Gefahr ausgesetzt waren, von den Fangkommandos - russischen Soldaten oder madjarischen Kommunisten - aufgegriffen zu werden, so machten die Deutschen in der großen Zahl der aus dem Pester Raum Verschleppten doch nur einen kleinen Prozentsatz aus.

Einen wesentlich anderen Charakter trugen die Zwangsdeportationen im Süden des Landes, also in der Batschka und in der Schwäbischen Türkei. Hier wurden die Eintreibekommandos in der Mehrzahl von jugoslawischen Partisanen gestellt. Da durch den Rückfall des Baranya-dreiecks, der jugoslawischen Batschka und des westlichen Banats - also der Gebiete, die 1941 von Ungarn annektiert worden waren - an Jugoslawien die Grenzen in dieser Übergangszeit offenblieben, konnten die von einem fanatischen Deutschenhaß getriebenen Partisanen ungehindert nach Ungarn einströmen.

Sie waren es, die hier im Zusammenwirken mit ungarischen Kommunisten und fanatischen Nationalisten in der Zeit kurz nach dem Zusammenbruch eine mit dem übrigen Ungarn dieser Tage nicht zu vergleichende Gewalt- und Willkürherrschaft aufrichteten.

In dem von ihnen usurpierten Machtbereich wurden vornehmlich Volksdeutsche von der Verschleppungsaktion erfaßt und planmäßig - die Männer bis 40 oder 45, die Frauen bis zu 35 Jahren - in kleine Lager zusammengetrieben und nach Baja oder eins der anderen Zentrallager Pécs oder Bácsalmás in Marsch gesetzt.

Baja war als Sammellager für die Verschleppten des gesamten Südens außerordentlich geeignet, weil sich hier die einzige unzerstörte Donaubrücke des Gebietes befand. Von dort gingen ununterbrochen Transporte in die Sowjetunion ab.

Die Partisanen kamen in kurzen Streifzügen sogar bis vor die Tore von Budapest, um die einzelnen deutschen Gemeinden durchzukämmen. Da die Volksdeutschen an die Aufstellung von Arbeitskommandos inzwischen gewöhnt waren, ließen sie sich zunächst einreden, es ginge für 14 Tage zum Maisbrechen oder zu Aufräumarbeiten in die jugoslawische Batschka.

Die Gefährdeten wußten sich aber sehr bald auf die Lage einzustellen, sie suchten Schutz bei befreundeten madjarischen Familien oder versteckten sich in der Umgebung des Dorfes und

kehrten nach Beendigung der Aktion, die in der Regel nur wenige Tage dauerte, aber öfter wiederholt wurde, wieder in ihre Wohnungen zurück.

Die menschenunwürdige Behandlung der Deportierten auf den Transporten wie auch ihr weiteres Schicksal in den sowjetischen Zwangsarbeitslagern glichen bis in Einzelzüge hinein den Leiden, denen die ostdeutschen Zivilverschleppten in derselben Zeit unterworfen waren. Die Kälte in den ungeheizten Waggons, mangelnde Verpflegung, Durst, der zum Trinken verseuchten Wassers führte, epidemische Krankheiten wie Ruhr und Typhus, forderten schon auf der Reise, die in der Regel zwei Monate dauerte, die ersten Todesopfer.

In den Zielorten - meist Arbeitslager im Donezbecken - mußten die Unterkünfte sehr oft erst von den Lagerinsassen errichtet werden. Die schwere Arbeit in den Kohlschächten und die mangelhafte Ernährung zumindest der ersten Jahre verursachte weitere Verluste.

Schon im Sommer und Herbst 1945 trafen die ersten Züge mit Rückkehrern aus Rußland wieder in der Heimat ein. Es waren ausschließlich Krankentransporte, deren Insassen bis zum Skelett abgemagert waren. Auch die Heimkehrer der folgenden Jahre wurden nur entlassen, weil sie inzwischen arbeitsunfähig geworden waren.

Seit 1948 kehrten auch Gesunde zurück, die Transporte gingen zu dieser Zeit schon in vielen Fällen über Frankfurt an der Oder, da inzwischen der größte Teil der Angehörigen der Verschleppten ausgewiesen war und in Deutschland lebte.

Insgesamt sind nach ungarischen Angaben 600.000 Menschen aus Ungarn als Kriegsgefangene oder Zivilarbeiter in die Sowjetunion verschleppt worden, darunter etwa 30.000 bis 35.000 volksdeutsche Zivilisten und etwa 30.000 ungarndeutsche Kriegsgefangene.

Dies bedeutet, daß etwa 10 % der ungarischen Verschleppten und Kriegsgefangenen Volksdeutsche waren, während deren Anteil an der Gesamtbevölkerung nach dem amtlichen Volkszählungsergebnis von 1941 nur 5,2 % für Trianon-Ungarn bzw. 4,8 % für das damalige Gesamtungarn betrug.

Die meisten verschleppten Volksdeutschen stammten aus Südwestungarn, also der ungarischen Batschka und der Schwäbischen Türkei. Das Deutschtum um Budapest wurde nur in den ostwärts der Donau gelegenen Orten radikal von der Verschleppung erfaßt. In den westlichen Vororten, im Ofener Bergland, dem Industriegebiet, ist die Aktion nur in einzelnen Gemeinden durchgeführt worden, während andere Orte dieser Gegend, ebenso wie das schon erwähnte Westungarn, von dem Verschleppungsvorgang völlig unberührt geblieben sind.<<

Internierung der Volksdeutschen in Katymar durch serbische Partisanen, Verschleppungsaktionen von Januar bis März 1945

Erlebnisbericht des Josef S. aus Katymar im Komitat Bacs-Bodrog, Ungarn (x008/49-51):

>>... In der Nacht vom 18. auf den 19.11.1944 tauchte auf unserem abseits gelegenen Gehöft eine fremde Partisanengruppe aus dem benachbarten Regöce auf, nahmen eine Hausdurchsuchung vor und forderten meinen Vater auf mitzukommen, weil sie ihn zu irgendwelcher Arbeitsleistung brauchten.

Alle Einwendungen und alles Bitten und Flehen nützte nichts. Er mußte mit ihnen. Wir verständigten sofort die uns bekannten serbischen Partisanen des Nachbardorfes, und einige von ihnen, mit denen wir näher bekannt waren, erklärten sich bereit, meinen Vater aus den Händen seiner Entführer zu befreien. Sie machten sich auch auf den Weg.

Unglücklicherweise aber begann in dieser Nacht der Durchmarsch einer großen russischen Kampfseinheit. Alle Straßen waren von den Sowjettruppen überflutet, so daß sich die Suche nach den Menschenräubern vorerst als ergebnislos erwies, und als zwei Tage später die Straßen wieder frei waren, waren die Partisanen mit meinem Vater bereits nach Jugoslawien verschwunden. Den verschiedenen Versuchen nach dem Verbleib des Vaters zu forschen, wurde Mitte Dezember durch Absperrung der jugoslawischen Grenze ein Ende gemacht.

Wir haben von unserem Vater nie mehr etwas gehört oder gesehen und müssen annehmen,

daß er ebenso wie viele tausend andere Volksdeutsche sein Leben verlor, obwohl er weder mittelbar noch unmittelbar an irgendwelchen Maßnahmen oder Taten beteiligt war, die einen Racheakt begründet hätten.

An weiteren Verschleppungen durch die serbischen Partisanen ist mir nur noch ein Fall bekannt, der sich mit einem Volksdeutschen namens Anton Müller unter ähnlichen Umständen abspielte, wie die Entführung meines Vaters.

An den nächstfolgenden Monaten dauerten die Plünderungen an. Der Herbstweizen war schon bestellt gewesen als die Russen kamen, eine weitere landwirtschaftliche Arbeit war in den vollständig ausgeplünderten Wirtschaften nicht möglich. Die Dorfbewohner und auch meine Mutter und ich lebten von den versteckten Vorräten, die wir noch hatten. Im Jahre 1945 wurde dann überhaupt nichts mehr angebaut. Was noch irgendwie übrig blieb, fiel im Frühjahr 1945 der einsetzenden systematischen Requirierung der Russen zum Opfer.

In der Nacht vom 14. auf den 15.1.1945 wurden überfallartig die Volksdeutschen des Dorfes Katymar zur Deportation nach Rußland zusammengetrieben. Die serbischen Partisanen fuhren mit ihren Wagen von Haus zu Haus und fingen alle arbeitsfähigen Männer und Frauen deutscher Muttersprache zusammen.

Die von den Russen erlassene Verfügung zu diesen Deportationen in die sowjetischen Bergwerke galt nur für bestimmte Altersklassen. Es handelte sich dabei, wie üblich, meistens um Männer bis 40 Jahre und Frauen bis 35 Jahre. Die von russischen Soldaten begleiteten Partisanen hielten sich aber offenbar nur wenig an solche Beschränkungen.

Sie konnten allerdings nur einen Teil der Menschen einfangen, weil die meisten ... geflüchtet waren und sich versteckt hielten. Der erste Transport, der schon am 15.1. abging, umfaßte daher nur etwa 160 Menschen. Sie wurden ... mit anderen Transporten vereinigt und nach Rußland weitergeleitet. Ein zweiter Transport von etwa 120 Personen ging einige Wochen später ab. Das Einfangen der Menschen, d.h. der Deutschen und die teilweise gelungenen Fluchtversuche wiederholten sich nach dem Beispiel des ersten Transportes.

Ich war mittlerweile 16 Jahre alt geworden und mußte befürchten, auch verschleppt zu werden, und so hielt ich mich verborgen. Ich schlief nachts bei bekannten Serben, denn tagsüber fanden gewöhnlich keine Menschenjagden statt.

Ende März geriet ich aber trotz aller Vorsichtsmaßnahmen doch in eine zur Deportation zusammengefangene Gruppe. Die Partisanen kamen, um meine Mutter, die damals 36 Jahre alt war, abzuholen, und da sie abwesend war, nahmen sie mich als Geisel mit und verkündeten, daß ich freigelassen würde, wenn sich meine Mutter meldete. Meine Mutter meldete sich daraufhin, aber sie behielten uns beide.

Wir wurden mit einer kleinen Gruppe von Volksdeutschen in der Schule interniert. Es gelang ihnen jedoch nicht, eine größere Anzahl von Volksdeutschen zu fangen. Ein russischer Major kam zur Übernahme und besichtigte uns. Zu unserer freudigen Überraschung erklärte er uns ... in deutscher Sprache: "Alles nach Hause!"

Nach Wiederholung dieser Aufforderung, die wir mit Staunen vernahmen, durften wir tatsächlich gehen. Am nächsten Tag erfuhren wir, daß dem Russen der Transport zu klein gewesen sei, der Transport habe sich ihm nicht gelohnt.

Ich war schon seit Januar 1945 von den Russen immer wieder zur Arbeit verpflichtet worden und zwar ohne daß sie mich gefangen nahmen. Zunächst mußten wir das herrenlose Vieh füttern, bis es abgetrieben wurde und später andere Arbeiten für die russischen Truppen verrichten. In der Nacht durfte ich aber nach Hause gehen.

Aus Budapest kam von Zeit zu Zeit ein Vertreter der dortigen kommunistischen Organisation, ein invalider Jude und fing sich zu Arbeitszwecken Volksdeutsche ein. Auch ich wurde im September einmal mit ca. 50 Schicksalsgenossen mitgenommen und nach Budapest geführt. Dort übernahmen uns die Kommunisten.

Mit dem Abendzug fuhren wir heimlich wieder nach Hause. Ich hielt mich in Hinkunft des

Nachts nach Möglichkeit außerhalb unserer Wohnung auf. Anscheinend aber wurde ich auch nicht mehr gebraucht.

Im Herbst 1945 stellte uns die kommunistische Gemeindeleitung vor die Wahl, entweder unseren Landbesitz zu bearbeiten oder ihn zu übergeben. Da wir vollständig ausgeplündert waren und weder über Vieh und landwirtschaftliche Geräte verfügten, übergaben wir das Gut und übersiedelten in das Dorf Katymár.<<

Zwangsarbeit in der Sowjetunion von 1945 bis Ende Oktober 1949

Erlebnisbericht der L. A. aus dem Komitat Tolna, Ungarn (x008/55-56): >>Ich wurde für die Arbeit in der Kohlengrube eingeteilt. Als ich zum ersten Mal in den Schacht fuhr, hoffte ich, das es mein letztes Lager in Rußland sein würde. Ich mußte schwere körperliche Arbeiten leisten, doch durch das harte Schicksal wurde auch ich immer härter. Die Hoffnung, noch einmal nach Hause zu kommen, hielt mich aufrecht.

Es verging Jahr um Jahr und 1947 kam. ... Niemand wußte, was in der Heimat (Ungarn) geschehen war. Im Herbst 1947 bekamen wir erstmalig Post aus der Heimat. Es war für alle eine große Freude, obwohl sie schrieben, daß man ihnen in der Heimat alles genommen hatte. ... Wir sehnten uns trotzdem nach der Heimat. Nichts konnte uns erschüttern. Wir wollten nur noch einmal zu unseren lieben Familienangehörigen zurück. ...

Von Monat zu Monat versprach man uns, daß wir bald in die Heimat zurückkehren könnten. Nun kam wieder ein Sommer. Schon so mancher Kamerad hatte bereits sein Leben im gefährlichen Bergwerk gelassen. Durch die schwere Arbeit und schwache Kost wurde ich wieder krank. Der russische Arzt schrieb mich für schwere Grubenarbeiten arbeitsunfähig. Ich bekam jetzt ganz leichte Arbeiten. ...

Ich erholte mich etwas und mußte wieder in der Kohlengrube arbeiten. ... Wir erhielten Post und die Verhältnisse im Lager wurden immer besser. Sonntags wurden wir von deutschen Kriegsgefangenen im Lager besucht, die für uns Musikvorführungen veranstalteten. Auch ungarische Kriegsgefangene besuchten uns ab und zu im Lager, um Musikkonzerte für uns zu spielen. Man versprach uns außerdem, daß wir im Oktober heimfahren sollten. ...

Am 17. Oktober gingen wir zum letzten Mal zur Arbeit. Wir freuten uns und konnten die Zeit bis zur Abfahrt kaum erwarten. Am 27. Oktober 1949 wurden wir endlich eingeladen und am Abend fuhren wir in Richtung Heimat ab.

Am 2. November kam der Zug an der rumänisch-slowakischen Grenze an. ... Dort wurden wir ausgeladen und entlaust. Wir bekamen gutes Essen und gingen schlafen.

Am nächsten Tag ging es weiter in Richtung Heimat und am 3. November fuhren wir um 5 Uhr morgens über die ungarische Grenze. Unsere Freude war groß, denn nach 5 Jahren waren wir wieder in der Heimat. Am 4. November kamen wir im Heimkehrlager in Debrecen an. Wir wurden schön empfangen, bekamen zu essen, wurden nochmals entlaust und viele wurden gleich entlassen.

Ich blieb mit etlichen anderen zurückgekehrten Zwangsarbeitern im Lager, weil man unsere Eltern bereits ausgewiesen hatte. Da wir zu ihnen nach Deutschland wollten, versprach man uns, daß wir bis Weihnachten nach Deutschland ausreisen könnten. Es wurde Weihnachten, aber wir waren immer noch im Lager. Zum ersten Mal seit 5 Jahren feierten wir unter einem kleinen Tannenbaum das Weihnachtsfest. Man versprach uns, daß wir im Frühjahr fahren dürften. ...<<

Internierung der Volksdeutschen im Komitat Baranya im Dezember 1944

Erlebnisbericht der A. H. aus Bikal im Komitat Baranya, Ungarn (x008/59-60): >>Am 28. November 1944 wurde durch Trommelschlag bekanntgegeben, daß sich die Sowjets bereits bei Fünfkirchen befinden. Es solle jeder, der es nur könne, flüchten; in einigen Stunden sei es bereits zu spät.

Es haben sich insgesamt nur 13 Familien entschlossen, dem Aufruf Folge zu leisten. Sie hatten aber zum Teil kein Glück, denn sie wurden entweder auf der Flucht von sowjetischen Einheiten eingeholt oder von denselben nach dem Krieg aus der Tschechoslowakei, wo sie sich nach der Flucht aufhielten, nach Ungarn zurücktransportiert. ...

Die Russen besetzten am 29. November 1944, um 20 Uhr 30, den Ort, nachdem es vorher auf dem Berg Sobak zu einem kleineren Feuergefecht gekommen war.

Von der erwarteten sowjetischen Schreckensherrschaft konnte man in unserem Ort zumindest bis zur Deportierung nicht sprechen. Es wurde nur sehr viel requiriert, besonders Pferde und Fuhrwerke. Die Beschlagnahmung erfolgte stets unter Teilnahme eines Gemeinderatsmitgliedes. Die Zeit bis ... Weihnachten verlief verhältnismäßig ruhig, zumal unser Ort etwas abgelegen war und keine russische Kommandantur beherbergte.

In der Nacht vom 23. auf 24. Dezember 1944 weilte auch unser Notar in Sasd, wo sich die Notare des Kreises auf der russischen Kommandantur zum Befehlsempfang eingefunden hatten. Schon am nächsten Morgen wurde bekanntgegeben, daß sich die Frauen von 17 bis 35 und die Männer von 17 bis 45 Jahren in Sasd zu einem Arbeitsdienst, angeblich zur Maisaktion in der Batschka, einzufinden haben.

Es kam zu einem kleinen Aufruhr, als bekannt wurde, daß viele von der Liste gestrichen wurden, bei denen die Voraussetzungen vorlagen. Es handelte sich vorwiegend um Personen katholischen Glaubens, wobei der Notar einfach argumentierte, daß die Evangelischen größere Anhänger des Deutschtums als die Katholischen gewesen seien. Die Betroffenen erklärten danach kurzerhand, daß sie sich nicht stellen würden. Der Notar erwiderte: "Die Deutschen haben den Krieg verloren, sie müssen gehen".

Erst nachdem die Russen mit Zwangsmaßnahmen drohten und Anzeigen erstattet wurden, entschloß man sich zu gewissen Korrekturen. Danach sagten die Russen: "Wer nicht Folge leistet, wird kraft Gesetzes erschossen".

In Sasd kamen wir vor eine russische Kommission. Der Kreisarzt Dr. Palmaj und der Dolmetscher Adam aus Magocs, den man Zigeuner nannte, waren Beigeordnete dieser Kommission. Adam, der mit einer Russin verheiratet war und selbst russisch sprach, war bestechlich. Gegen Entgelt konnte man mit seiner Hilfe der Verschleppung entgehen. ...

Der Deportation fielen 45 Frauen und 17 Männer aus unserem Ort zum Opfer, die in 2 Transporten das Land verließen. ...<<

Die Zwangsverschleppung der Ost- und Volksdeutschen östlich der Oder-Neiße-Linie

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Zwangsverschleppung östlich der Oder-Neiße-Linie (x001/79E-87E): >>Die Zwangsverschleppung ostdeutscher Zivilpersonen nach der Sowjetunion

Vom Ablauf der Ereignisse und der Entwicklung der Zustände in Ostdeutschland zu trennen ist das Schicksal derjenigen Männer und Frauen aus den Gebieten östlich der Oder und Neiße, die schon in den Tagen nach dem Einmarsch der Roten Armee aufgegriffen und nach der Sowjetunion verschleppt wurden, wo sie, oft Tausende von Kilometern von ihren in Ostdeutschland verbliebenen Angehörigen entfernt, das harte Los der Zwangsdeportierten zu erleiden hatten.

Im Gegensatz zu den Erschießungen oder sonstigen Gewalttaten und Exzessen, die zu einem beträchtlichen Teil Willkürhandlungen einzelner sowjetischer Soldaten und Offiziere waren, handelt es sich bei der Zwangsdeportation ostdeutscher Zivilpersonen um eine systematisch betriebene Aktion, die von der obersten sowjetischen Führung geplant und in allen sowjetischen Armeebereichen jenseits von Oder und Neiße in gleicher Weise gehandhabt wurde.

Die zentrale Leitung und Planung dieser Aktion durch die sowjetische Führung ist daran erkennbar, daß schon seit Dezember 1944 auch in Rumänien, Ungarn und Jugoslawien viele Tausende von Volksdeutschen zusammengetrieben und nach Rußland, meist in das Industrie-

gebiet am Donez und Don, in den Ural oder nach dem Kaukasus deportiert worden waren. In den deutsch bewohnten Gebieten jenseits von Oder und Neiße begann die Verschleppung von Zivilpersonen vereinzelt bereits Ende Januar 1945 und wurde dann im Monat Februar systematisch in allen bis zu dieser Zeit von der Roten Armee besetzten Gebieten betrieben. In diese Zeit, in der die Deportationen in Ostdeutschland anliefen, fiel die Konferenz von Jalta (4.-11. Februar 1945), auf der Stalin die Zustimmung der Westmächte zu erlangen vermochte, daß die UdSSR, nach dem Siege über Deutschland als einen Teil der ihr zugesprochenen Reparationen Arbeitskräfte aus Deutschland nach Rußland schaffen könne. Diese interalliierte Abmachung kam zwar erst zustande, als die Deportationen im Südosten nahezu beendet und aus den Ostgebieten jenseits von Oder und Neiße schon viele Tausende von Deutschen nach der Sowjetunion unterwegs waren, dennoch gab sie eine Art Rechtsgrundlage, auf die sich die sowjetische Führung bei der Deportation großer deutscher Volksteile berufen konnte.

In Ostdeutschland erreichte die Verschleppung ihren Höhepunkt im Monat März 1945 und dauerte bis Ende April. Da bis zu diesem Zeitpunkt lediglich die östlich von Oder und Neiße gelegenen Gebiete in der Hand der Roten Armee waren, blieb die Verschleppungsaktion auf die Deutschen in diesen Gebieten beschränkt und griff nicht auf die spätere sowjetische Besatzungszone über.

Die Organisation der Verschleppung lag bei den Heeresgruppen der Roten Armee. Sie begann in den jeweils eroberten Gebieten im allgemeinen bereits zwei bis drei Wochen nach der Besetzung. Jede der vier sowjetischen Heeresgruppen, die an der Eroberung Ostdeutschlands beteiligt waren, betrieb in ihrem Bereich die Verhaftung der Deutschen und ihre Einlieferung in die Durchgangs- und Sammellager selbständig.

An ihrem Vorgehen zeigt sich, daß die Verschleppung weniger auf einem Plan zur Deportation bestimmter Personen und Personengruppen beruhte, sondern daß es vielmehr darauf ankam, möglichst schnell eine möglichst große Zahl arbeitsfähiger Deutschen zusammenzutreiben; denn offenbar war jeder der vier sowjetischen Heeresgruppen ein gleich hohes "Verschleppungssoll" auferlegt worden.

Da die Anzahl der in den einzelnen Provinzen östlich der Oder-Neiße in sowjetische Hand gefallenen Deutschen örtlich sehr verschieden war und manche Gegenden schon im Januar und Februar von russischen Truppen erfaßt wurden, andere erst, als die Deportationen zu Ende gingen, zeigte das sowjetische Vorgehen sehr verschiedene Grade der Härte.

Die einzelnen Heeresgruppenbereiche umfaßten folgende Teile des Gebiets jenseits von Oder und Neiße: Zum Bereich der Heeresgruppe Tschernjachowski gehörte Ostpreußen mit Ausnahme des Streifens westlich der Linie Elbing - Deutsch Eylau. In diesem Bezirk war Insterburg das Hauptsammellager für die zur Deportation vorgesehenen Deutschen und der Verladebahnhof für die Transporte nach Rußland.

Das Gebiet der Heeresgruppe Rokossowski umschloß den westlichen Sektor Ostpreußens, ganz Westpreußen und den östlichen Zipfel Pommerns bis etwa zur Linie Köslin - Flatow. Hauptsammellager für die Deportationen waren zunächst Ciechanów (Zichenau) und Soldau und ab Mitte März vor allem Graudenz, das erst am 5. März gefallen war.

Südlich daran grenzte der Bereich der Heeresgruppe Shukow, zu dem das westliche Polen, Ostbrandenburg und die westliche Hälfte Ostpommerns gehörten. Hauptsammellager und Ausgangspunkte für die Transporte waren hier Schwiebus in Brandenburg, Posen sowie Sikawa bei Lodz.

Den Abschluß bildete die Heeresgruppe Konjew, der ganz Schlesien und das südliche Polen unterstand. Sammelpunkte für die Deportation der Deutschen waren im oberschlesischen Industriegebiet das Lager in Beuthen und der Verladebahnhof Peiskretscham, ferner Lager, die in Krakau und den in der Gegend von Przemysl gelegenen Orten Sanok und Sambor eingerichtet worden waren.

Als Auffanglager dienten in der Regel Zuchthäuser und Gefängnisse, mitunter auch Kasernen oder Barackenlager. Die Umstände der Inhaftierung waren im allgemeinen überall die gleichen.

Die arbeitsfähigen Männer und Frauen eines Ortes oder eines ganzen Kreises erhielten plötzlich Befehl, sich zu einem festgesetzten Termin an einem bestimmten Ort zu melden. Von dort aus begann der Transport oder Fußmarsch zu dem nächsten größeren Sammellager. Es folgten erneute Zusammenstellungen und die Beförderung in das Hauptlager, wo nach oberflächlicher Überprüfung des Gesundheitszustandes die zur Deportation Bestimmten in russische Güterzüge verladen wurden.

Die Aushebung und Verhaftung der zur Verschleppung bestimmten Menschen erfolgte größtenteils - vor allem in den Städten - durch Aufrufe, daß sich alle Männer bis zum 60. Lebensjahr zu melden hätten. In vielen Gegenden war die Verschleppung auch mit der Registrierung der deutschen Bevölkerung gekoppelt, die überall in den Wochen nach der Besetzung der einzelnen Orte vorgenommen wurde.

Da jedoch weite Gebiete besonders auf dem Lande auf diese Weise nicht erfaßbar waren, wurden Sonderkommandos der sowjetischen Armee gebildet, die den Auftrag hatten, aus den einzelnen Gebieten eine bestimmte Anzahl arbeitsfähiger deutscher Personen zusammenzutreiben und ihre Überführung in die Sammellager durchzuführen. Oft hielten diese sich nicht damit auf, eine Gegend planmäßig durchzukämmen, sondern trieben, um ihren Auftrag möglichst schnell zu erfüllen, aus einzelnen Dörfern nahezu alle erwachsenen deutschen Personen zusammen, während andere Orte gänzlich von ihnen verschont blieben.

Am leichtesten hatten es die Deportationskommandos in Oberschlesien. Dort waren zahlreiche Bergleute und Industriearbeiter, die einst wegen ihrer Unabkömmlichkeit nicht zum Heeresdienst einberufen worden waren und denen aus dem gleichen Grunde die Flucht untersagt worden war, zurückgeblieben. In Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg und anderen Städten des Industriebezirks wurden deshalb bald nach der Eroberung dieses Gebietes alle Männer von 17-50 Jahren interniert und in Lagern untergebracht. Ein erheblicher Teil von ihnen wurde über Beuthen, Peiskretscham oder Krakau nach Rußland transportiert.

Da Schlesien auch nach dem Einfall der Roten Armee die volkreichste der deutschen Ostprovinzen war, fand die russische Militärverwaltung hier genügend Menschen vor, um ihr "Verschleppungssoll" zu erfüllen. Die Heeresgruppe Konjew, der Schlesien unterstellt war, stand deshalb mit rund 62.000 deportierten Deutschen - überwiegend Männern - an der Spitze der vier Militärbereiche in Ostdeutschland.

Anders war die Lage in den übrigen Gebieten, ganz besonders in Ostpreußen. Dort griffen die sowjetischen Deportationskommandos zu den drastischsten Maßnahmen, um die ihnen auferlegte Zahl von Verschleppten zu erreichen. Da Männer arbeitsfähigen Alters kaum noch im Lande waren und die Bevölkerung Königsbergs nicht in Betracht kam, weil um diese Stadt während der Hauptverschleppungszeit im Februar und März noch gekämpft wurde, sind in Ostpreußen in der Mehrzahl Frauen und Mädchen von 15-50 Jahren ergriffen und in das Sammellager Insterburg eingeliefert worden.

Dabei kam es vor, daß zahlreiche Mütter von ihren kleinen Kindern getrennt und auch alte Leute verschleppt wurden. Dennoch blieb die Zahl der aus dem Armeebereich Ostpreußen (Tschernjachowski) Verschleppten weit unter denen aus den anderen sowjetischen Heeresgruppenbereichen.

Umfassende Nachforschungen darüber, wie viele ostdeutsche Zivilpersonen aus den einzelnen sowjetischen Heeresbereichen nach Rußland transportiert wurden und wie hoch die Gesamtzahl der nach Rußland verschleppten Ostdeutschen war, haben bisher ergeben:

<i>Anzahl der verschleppten Zivilpersonen</i>	
aus Schlesien (Heeresgruppenbereich Konjew):	62 000
aus dem westlichen Polen, Ostbrandenburg, der westlichen Hälfte Ostpommerns (Heeresgruppenbereich Shukow):	57 000
aus dem westlichen Sektor Ostpreußens, Danzig-Westpreußen und aus der östlichen Hälfte Ostpommerns (Heeresgruppe Rokossowskij):	55 000
aus Ostpreußen (Heeresgruppenbereich Tschernjakowskij):	44 000
Gesamtzahl der nach Rußland verschleppten deutschen Zivilpersonen aus den Gebieten ostwärts von Oder und Neiße:	218 000

Mit Schwierigkeiten besonderer Art hatten es die sowjetischen Deportationskommandos in den Gebieten Polens zu tun. Dies lag daran, daß die polnischen Behörden unmittelbar nach der Besetzung des Landes durch sowjetische Truppen einen sehr großen Teil der deutschen Bevölkerung in polnischen Straf- und Arbeitslagern sowie in Gefängnissen interniert hatten. Die russischen Deportierungsabsichten stießen hier erstmalig mit polnischen Tendenzen zusammen.

Jedoch setzte sich die sowjetische Armeeführung in der Regel gegenüber den Polen durch. Die russischen Deportationskommandos erschienen in den von den polnischen Behörden und Sicherheitsorganen errichteten Internierungslagern für Deutsche und suchten sich arbeitsfähige deutsche Internierte heraus, um sie nach Rußland zu deportieren.

Die Vorgänge im Zusammenhang mit der Deportation brachten über die Betroffenen schlimme Leiden. Schon die oft tagelangen Märsche nach den Sammellagern und die dabei erduldeten Drangsalierungen durch die russischen, teils auch polnischen Begleitmannschaften forderten zahlreiche Opfer unter den für die Verschleppung vorgesehenen Deutschen.

Als eine besondere Plage erwiesen sich ferner die fortgesetzten Verhöre, die die Verhafteten auf den Zwischenstationen und in den Sammellagern über sich ergehen lassen mußten. Aus ihnen läßt sich schließen, daß die Sowjets offenbar bemüht waren, den Deportationen eine formalrechtliche Grundlage zu geben. Konnte man den Verschleppten keine Zugehörigkeit zu nationalsozialistischen Organisationen nachweisen, so wurde versucht, irgendwelche anderen belastenden Geständnisse aus ihnen herauszupressen, die als Grund für die Verschleppung gelten konnten.

Besonders in den Gefängnissen von Insterburg und Graudenz wurden bei diesen Verhören Gewalttaten schlimmster Art begangen. Infolge schwerer Drangsalierungen, unzureichender Verpflegung und durch Krankheiten starben bereits in den Sammellagern viele Hunderte der Verschleppten. Andere befanden sich in einem Gesundheitszustand, der selbst den sowjetischen Kommandanten einen Bahntransport nach Rußland nicht geraten erscheinen ließ.

Dies galt vor allem für die vielen alten Leute, die von den Deportationskommandos in die Verschleppungslager eingeliefert worden waren. Viele dieser Alten und Arbeitsuntauglichen wurden, sofern sie nicht infolge der Anstrengungen und Entbehrungen in den Lagern starben, nach Monaten wieder entlassen.

Als Ende April keine weiteren Deportationen nach Rußland mehr erfolgten, wurden die hierfür errichteten Sammellager teils aufgelöst, teils auch den Polen übergeben. Besonders die Lager Graudenz, Posen und Sikawa spielten später unter polnischer Verwaltung als Internierungs- und Zwangsarbeitslager eine verhängnisvolle Rolle.

Die zweite verlustreiche Etappe der Deportation stellte der Transport nach Rußland dar. In

regelmäßigen Abständen wurden von den Hauptverladestationen aus Transportzüge zusammengestellt, die durchschnittlich je 2.000 Verschleppte aufnahmen. Die Fahrt zu den Arbeitslagern in Rußland dauerte im allgemeinen 3-6 Wochen.

Während dieser Zeit wurden die Verschleppten nur völlig ungenügend mit Nahrungsmitteln und Wasser versorgt, und da die ersten Transporte noch im Februar abgingen, wirkte sich auch die Kälte unter den vielen oft unzureichend bekleideten Menschen verheerend aus. Die Sterblichkeit auf der Fahrt nach Rußland war deshalb allgemein sehr hoch, mitunter betrug sie 10 Prozent der Deportierten.

Die Arbeitslager, denen die Transporte zugeleitet wurden, lagen über ganz Rußland verstreut. Sowohl nach dem Eismeer im Norden wie nach dem Kaukasus im Süden, ja sogar bis nach Turkmenien wurde die aus Ostdeutschland verschleppte Zivilbevölkerung befördert.

Der überwiegende Teil der zahlreichen Lager mit teils nur wenigen hundert, teils mehreren tausend Deportierten, befand sich in den Industriebezirken am Ural, im Donez- oder Don-Gebiet.

Von den Strapazen des wochenlangen Transportes waren die Deportierten so geschwächt, daß ihnen im allgemeinen nach der Ankunft einige Wochen der Ruhe gewährt werden mußten, sollten sie wieder arbeitsfähig werden. Mit der Ankunft in den russischen Arbeitslagern hörten im großen Ganzen die Quälereien durch die Wachmannschaften auf, von denen die Verschleppten auf dem Weg in die Sammellager in Ostdeutschland und bis zur Abfahrt heimgesucht worden waren. Auch Vergewaltigungen von Frauen scheinen kaum noch vorgekommen zu sein.

Statt dessen begannen besonders im Frühjahr 1945 das Übermaß der zu leistenden Arbeit und die unzureichende Verpflegung in den Lagern katastrophale Folgen hervorzurufen. Allein die Art der zu leistenden Arbeit bedeutete eine Überforderung der Deportierten. Denn in der Regel waren es die körperlich schwersten Arbeiten, die sie zu verrichten hatten.

In den Waldgebieten Nordrußlands und des Kaukasus mußten Bäume gefällt und zersägt, daneben auch schwere Erd- und Torfarbeiten geleistet werden. In den Industrievieren im Ural und am Donez und Don haben Frauen und Männer aus Ostdeutschland in langen Schichten unter Tage Kohle und Erz fördern müssen, und zahlreiche verschleppte Deutsche wurden hier auch zu schweren Verlade- und Transportarbeiten herangezogen und in Fabriken, Steinbrüchen und Ziegeleien oder beim Straßen- und Schienenbau eingesetzt.

Je nach Jahresfrist wechselten die Arbeiten. Im Sommer und Herbst nahm die Kolchoswirtschaft einen großen Teil Deportierter in Anspruch; im Winter bestand die Zwangsarbeit oft darin, die Schienen- und Straßenwege von den Schneemassen freizuhalten. –

Verstärkt wurden die arbeitsmäßige Überbeanspruchung und bewußte Ausnutzung durch Arbeitszeiten von oft 12 und mehr Arbeitsstunden täglich. In diesem Zusammenhang kam vor allem dem sowjetischen Leistungs- und Norm-Prinzip eine verhängnisvolle Bedeutung zu.

Je nach Gesundheitszustand und körperlicher Verfassung in Arbeitsgruppen mit verschieden hoher Norm eingestuft, haben die Deportierten oft versucht, durch Übererfüllung der Leistungsnorm sich zusätzliche Verpflegung zu erarbeiten, da der kärgliche Normsatz oft völlig unzureichend war.

Solche regelmäßigen Übersoll-Leistungen bedeuteten aber nicht nur eine fortgesetzte Ausbeutung der Arbeitskraft, sondern führten oft auch dazu, daß die Normen erhöht wurden. Im Gegensatz zu den russischen Arbeitern, die mit solchen Gepflogenheiten der "Leistungssteigerung" schon vertraut waren und sich davon kaum noch antreiben ließen, sind viele Deutsche diesem ausgeklügelten System zum Opfer gefallen.

Da die Verhältnisse in den Lagern außerdem meist völlig unhygienisch waren, nahmen - trotz anerkannter Bemühungen, aber wegen des Mangels an Medikamenten meist fruchtloser Bemühungen russischer Ärzte und Ärztinnen - Krankheiten und Sterbefälle im Jahre 1945 immer stärker zu. Weitaus die meisten Verluste, die unter den deportierten Deutschen entstanden, fielen

in die Zeit vom Frühjahr bis zum Herbst 1945, als in manchen Lagern mehr als die Hälfte der Belegschaft zugrunde ging.

Für diejenigen, die diese Zeit überstanden, begann sich die Lage in der folgenden Zeit etwas zu bessern. Zwar ließ das Übermaß der Arbeit in Kohlengruben, in der Landwirtschaft, beim Holzfällen oder bei der Aufräumung von Städten nicht nach, aber allmählich wurden die Verpflegungssätze erhöht, so daß der Gesundheitszustand der Verschleppten sich besserte.

Unterschlagungen von Lebensmitteln durch die Lagerleitung sowie Bestechungen und Übervorteilungen durch die Wachmannschaften, bei denen in manchen Lagern auch Polen mitwirkten, haben jedoch dazu geführt, daß auch später noch teilweise recht schlimme Verhältnisse herrschten.

Da die Lager für Zivilpersonen in Rußland ganz allgemein als Straf- oder Besserungslager galten, waren ihre Insassen im Grundsatz wesentlich schlechter gestellt als die deutschen Kriegsgefangenen. In den Jahren 1947-1948 wurden in manchen Lagern die strengen Bestimmungen gelockert und den Verschleppten eine größere Bewegungsfreiheit gewährt.

Teilweise gab es zu dieser Zeit auch eine geringfügige Entlohnung für die geleistete Arbeit, so daß die Verschleppten sich Lebensmittel oder Kleidung kaufen konnten. Soweit sich ein Kontakt mit der russischen Zivilbevölkerung ergab, zeigte diese keine Feindschaft gegenüber den Deutschen.

Schon im Sommer und Herbst 1945 waren, zum Teil verursacht durch die enorm hohe Sterblichkeit, die ersten Lagerauflösungen und Rücktransporte erfolgt. Damals wurden vor allem zahlreiche Kranke und Nichtarbeitsfähige nach Deutschland entlassen; auch von ihnen starben noch manche unterwegs, obwohl die Verpflegung auf der Rückfahrt im allgemeinen wesentlich besser war als auf der Hinfahrt.

Nach der ersten großen Entlassungswelle von 1945 zogen sich die Lagerauflösungen und Rücktransporte nach Deutschland in großen Abständen und Unterbrechungen durch die Jahre 1946, 1947 und 1948 hin. Die letzten größeren Rücktransporte fanden im Jahre 1949 statt, nachdem die Verschleppten vierjährige Zwangsarbeit geleistet hatten. Seitdem sind nur noch vereinzelt verschleppte ostdeutsche Zivilpersonen zurückgekehrt.

Obwohl bekannt ist, daß noch manche von ihnen in der UdSSR leben, muß zweifellos damit gerechnet werden, daß der überwiegende Teil der Nichtzurückgekehrten in Rußland verstorben ist.

Die Höhe der durch die Verschleppungsaktion unter der ostdeutschen Zivilbevölkerung hervorgerufenen Verluste kann vorläufig nur annähernd erfaßt werden.

Nach allen bisher vorliegenden Ermittlungen und den Angaben der Berichtersteller über die Sterblichkeit in den Verschleppungslagern und während der Transporte, muß angenommen werden, daß etwa die Hälfte der Deportierten und dazu noch mehrere Tausende von denen, die zwar festgenommen und in Sammellager eingeliefert, aber nicht mehr deportiert wurden, im Verlaufe der Verschleppungsaktion umgekommen sind.

Die Gesamtverluste, die infolge der Verschleppung eintraten, beziffern sich sicher auf mindestens 100.000 bis 125.000 Tote.<<

Zugtransport vom Sammellager Insterburg in den Ural im Februar 1945

Erlebnisbericht des F. K. aus Burgkampen, Kreis Ebenrode in Ostpreußen (x002/11-13):

>>Ich wurde mit meiner Familie und vielen anderen Leidensgenossen auf der Flucht aus Ostpreußen ... von den Russen am 1. Februar 1945 gefangengenommen. Wir wurden zu Hunderten bis in die Gegend von Rastenburg getrieben. Immer mehr Flüchtlinge kamen zusammen. Dort wurden wir auf LKW verladen. Frauen, alte, kranke Männer und Kinder wurden eng zusammengepfertcht. Alle konnten nur stehen, keiner konnte sich drehen oder bewegen. So fing das schwere Leiden für uns an.

Die Fahrt ging von Rastenburg über Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen und Eydtkuhnen. 30

km hinter der litauischen Grenze wurde haltgemacht, und wir wurden von den LKW gezerrt. Die Kinder bis zu 10 Jahren wurden den Müttern mit Gewalt entrissen und für immer (von ihnen) getrennt. Die Mütter rangen die Hände. Die Kinder schrien fürchterlich. Es war herzzerreißend ...

Dann wurden wir in einer Kaserne eingesperrt. Für alle war nicht genügend Platz vorhanden; aber die Russen drängten uns mit ihren Gewehrkolben in die überfüllten Räume, obgleich jeder nur stehen konnte. In diesem Zustand mußten wir 3 Tage aushalten.

Einmal am Tage gab es eine dünne Wassersuppe. Die Fenster waren mit Brettern dicht vernagelt, so daß keine frische Luft hineingelangte. Ein Raum blieb frei. In diesen Raum wurden immer 30 Männer hineingetrieben. Wir mußten uns dort nackt ausziehen, damit sie unsere Kleider einzeln durchsuchen konnten. Die Wertsachen, Photographien und Trauringe wurden uns fortgenommen. Sogar die Hosenträger zerschnitten sie vor unseren Augen. Manchen Männern gingen jetzt schon die Nerven durch. ...

Am 5. Februar 1945 wurden wir wieder auf Lastkraftwagen verladen und wurden zu einem Bahnhof (nach Insterburg) gefahren. Dort stand ein langer Güterzug. Nun wurden wir zu 120 Mann in die Waggons hineingepreßt. Frauen und Männer getrennt. Von jetzt an wurde das Leiden für uns immer schwerer. Die Waggons waren von oben bis unten verschmutzt. Kein Halm Stroh war vorhanden.

Als der letzte Mann mit den Kolben hineingestoßen war, konnten wir noch wie Heringe zusammengedrückt stehen. In dieser Art ging die Reise nach dem Ural los. Bei dieser Verladung gingen die Russen mit uns um, als ob wir Tiere wären. Dabei wurden schon viele Menschen wahnsinnig.

Ein Eimer Wasser und eine verschmierte Zeltbahn mit Brotkrümchen war unsere Tagesverpflegung. Am schlimmsten war stets die Nacht. Von dem ewigen Stehen wurden die Beine schwach, es kauerte sich einer auf den anderen. Dieser Zustand war unerträglich. Denn die Fahrt dauerte 28 Tage. Wenn der Zug hielt, meistens nachts, wurden wir nicht in Ruhe gelassen. Die Posten stiegen auf die Waggons und klopfen von allen Seiten mit Hammern gegen die Wände. ...

Auf diese Weise prüften die russischen Begleitmannschaften, ob die Gefangenen Waggonbretter gelöst hatten. In den ersten 8 Tagen waren schon 10-15 Mann gestorben. Die Leichen mußten von uns unter Bewachung nackt herausgetragen werden, und sie wurden am Ende des Zuges in leeren Waggons wie Holz aufgestapelt. Und so starben nach und nach jeden Tag mehr.

Unser Zustand wurde dadurch verschlimmert, weil in allen Waggons einige Polen und Litauer eingesperrt wurden. ... Diese dachten, daß sie mehr Rechte als wir hätten, und machten sich Platz, indem sie sich auf schwache Menschen legten, sich aber nicht um das Jammergeschrei der Unterdrückten kümmerten. Gab es Verpflegung, stürzten sie sich auf das Essen, und für uns Deutschen blieb nichts mehr übrig.

So gingen wir bei dieser Todesfahrt allmählich zugrunde. Der Durst war schlimmer als der Hunger. Von dem Dunst und Hauch waren die Eisenteile des Waggons mit Reif beschlagen. Diesen Reif haben die meisten mit verdreckten Fingern abgekratzt und gelutscht. Dadurch wurden viele krank. So nahm die Sterbeziffer von Tag zu Tag zu, und die Leichenwagen hinter dem Zug wurden immer zahlreicher. ...

Ungefähr am 2. März kamen wir am Ural an. Da waren in jedem Waggon 30-40 % weniger. Der klägliche Rest sah nach einem Haufen wandelnder Leichen aus. Nachdem wir aus dem Zug herausgetaumelt waren, mußten wir bei 45° Frost vor dem Zug antreten und 2 Stunden im tiefen Schnee knien. Dabei sind auch noch viele vor Kälte erstarrt.

Wir waren vom Kopfe bis zum Fuße mit einer Dreck- und Kotkruste bedeckt und sahen schreckenerregend aus. In diesem Aufzug führten uns die Russen taumelnd, vielmehr kriechend durch die Straßen des Urals. Die russische Bevölkerung stand mit entsetzten Gesichtern

am Wege und schaute diesen Leidensweg der ... Elenden an. (Alle), die nicht mehr gehen konnten, wurden mit Kolbenstößen Schritt für Schritt weitergetrieben, bis wir vor einer Sauna haltmachten. Dieser Aufenthalt war für die meisten von uns ein schlimmes Verhängnis.

Da jeder durstig war, stürzte er sich auf die Bassins, die mit schmutzigem Wasser gefüllt waren, und schlürfte sich den Leib voll. Dadurch entstanden sofort die fürchterlichen Ruhrkrankheiten. Hier wurden wir noch einmal ausgeplündert. Als wir dann in das Lager einrückten, war über die Hälfte von unserem kläglichen Rest, der noch übriggeblieben war, an der Ruhr erkrankt. In wenigen Tagen raffte diese Krankheit sehr viele dahin.

Die (Verschleppten), die wieder gesund wurden, wurden von Lager zu Lager geschleppt, wo sie schwere Arbeiten verrichten mußten. Die größte Anzahl von uns waren Bauern aus Stallupönen, Gumbinnen und viele aus dem Kreis Rastenburg. Nach 2 Jahren wurde dann ein sehr kleiner Rest in die Heimat zurückgeschickt. ... Meine arme Frau ist dieser Katastrophe auch zum Opfer gefallen.<<

Internierung durch sowjetische Truppen im Februar 1945, Zugtransport vom Sammel-lager Insterburg in die UdSSR im Februar 1945, Zwangsarbeit bis März 1946

Erlebnisbericht der H. B. aus dem Kreis Lötzen in Ostpreußen (x002/13-16): >>Das Leben ging unter den gleichen Umständen bis zum 9. Februar 1945. An diesem Tage wurden durch russische Patrouillen Männer und Frauen zum Abtransport ausgesucht, darunter waren auch mein Schwager Willy B. und ich. Wir wurden in eine Siedlung in der Nähe der Stadt getrieben. Unterwegs sahen wir, wie sich die saubere Stadt in ein paar Tagen verändert hatte, überall brannte es, und überall lagen Tote herum, es waren fast nur Zivilpersonen beiderlei Geschlechts und jeden Alters.

In der Siedlung wurden wir von den Männern getrennt, und die Vernehmungen begannen, wobei es sehr viel Prügel gab. Nach den Vernehmungen wurden wir wieder in die Stadt getrieben, wo LKW für unseren Abtransport bereitstanden. Unsere Angehörigen, die inzwischen von unserem Abtransport erfahren hatten, versuchten uns noch Kleinigkeiten für unser ferneres Leben zu bringen. Die kleinen Bündel wurden ihnen von Polen, die sich eingefunden hatten, entrissen.

Rücksichtslos wurde mit dem Kolben dazwischen geschlagen, wenn sich Eheleute oder andere Verwandte voneinander verabschieden wollten. Ich sehe noch meine weinende Schwester, die trotz verschiedener Versuche sich nicht hatte von ihrem Mann verabschieden können, den Sammelplatz verlassen. Sie sollte ihren Mann nicht wiedersehen, er blieb in Rußland, genau wie mein Kollege Herr K. ...

Wir wurden auf Lastkraftwagen nach Rastenburg verschleppt, es war der 13. Februar 1945. Die Chausseegräben lagen voller Leichen und Tierkadaver, um die sich noch niemand kümmerte. So kamen wir nach Rastenburg, wo wir wieder von den Männern getrennt wurden. Beides ging nicht ohne schwere Mißhandlungen ab. Man gab uns auch dort eine warme ... Suppe, die jedoch derart versalzen war, daß sie für die meisten von uns ungenießbar war. Die Nacht verbrachten wir Frauen in einem ungeheizten Raum, es war bitter kalt. ...

Am nächsten Abend ging es per Lastwagen wieder weiter, über Stock und Stein fuhr man uns über Goldap nach Insterburg, wo wir in einem Speicher untergebracht wurden. Unsere Bewachung bestand aus Polen, die dann feststellten, wer von uns Polen als Arbeiter beschäftigt hatte. Da sich nicht genug meldeten, griffen sich die Polen 8 Männer und schleppten sie in den Keller. Nur einer von ihnen kam am nächsten Tag vollkommen zerschlagen und von den Mißhandlungen halb irre zurück, die anderen hat niemand mehr gesehen.

Alles schrie nach Wasser, denn die Männer hatten auch die versalzene Suppe essen müssen. Zuerst wurde mit Kolben und Stöcken auf die Durstenden eingeschlagen, dann holte man eine Waschwanne voll Wasser, zeigte es den Durstenden, aber man war weit entfernt, ihnen etwas zu geben, man zeigte es ihnen nur. ...

Am nächsten Tag wurden wir Frauen in Gruppen von ca. 8 Menschen in einen Raum geführt, wo wir den anwesenden russischen Offizieren unsere Habseligkeiten zeigen mußten. Alles, was irgendwelchen Wert hatte, wurde uns abgenommen. Wir mußten uns auch öfter mit dem Gesicht zur Wand stellen und dachten, jetzt gibt es den Erlösungsschuß, aber es geschah nur, um uns einzuschüchtern und zu quälen.

Nach der Plünderung kamen wir ins Gefängnis, wo wir in Zellen untergebracht wurden. Deutsche Männer aus früheren Transporten waren dabei, unsere Fenster zu vernageln und die dazu benötigten Bretter zuzuschneiden. Es war nachts. Den Russen ging die Arbeit immer noch nicht schnell genug, obwohl wir am Geräusch der Sägen hörten, wie sehr sich die Männer beeilten, deswegen schlugen die Russen immer in grausamster Weise auf die Arbeitenden ein. Die ganze Nacht hörten wir das Schreien und Stöhnen der Gequälten. ...

In der Dunkelheit wurden wir alle, Männer und Frauen, irgendwo an die Eisenbahnstrecke getrieben, wo wir verladen wurden. Beim Verladen gab es unmenschliche Schläge. Wir wurden eingepfercht. Wir sollten aber bald Platz bekommen, denn der Hunger und Durst raffte viele von uns weg. Baten wir jemand um ein wenig Schnee, dann hieß es, Schnee und Wasser gäbe es nur für die Russen, Deutsche sollten dürsten.

So ging es tage- und wochenlang. Unsere tägliche Verpflegung bestand aus 2 Scheiben getrocknetem Brot und einem Stückchen Salzhering, ca. 1-2 cm.

Die Sterblichkeit war erschreckend. Am Ende des Zuges waren 2 große Waggons zur Aufnahme der Toten, diese waren bis Moskau vollgepackt mit nackten Leichen. Jeden Morgen wurden die Verstorbenen entkleidet und in diese Waggons geschleppt.

Nach 3 Wochen waren wir in Moskau, wo eine höhere Kommission unseren Transport besichtigte. Sie stellte fest, daß wir nur noch arbeitsunfähig wären und schimpfte auf das Zugpersonal. Das Geschimpfe machte unsere Toten nicht wieder lebendig. In den Männerwaggons fehlten von 90 Eingeladenen oft über die Hälfte, oft fehlten vier Fünftel.

Unser Zugpersonal war während der ganzen Fahrt betrunken und quälte uns nach jeder Richtung. Vergewaltigungen und Schläge waren an der Tagesordnung. Von der Kommission über unseren Zustand zur Rede gestellt, behaupteten sie, sie hätten in Insterburg die Weisung erhalten, möglichst viele von uns unterwegs umkommen zu lassen.

Einen Tag vor dem Umladen wurden wir zum Baden und Säubern geführt. Es war nichts Menschenähnliches mehr, was die Waggons verließ. Verdreckt, voller Ungeziefer, Angst in den aufgedunsenen Gesichtern, verließen wir unsere mit Kot und Dreck gefüllten Wagen, - seit Wochen das erste Bad! Nach dem Bad fuhren wir noch einen Tag. Wir hatten unseren Bestimmungsort erreicht, wenn auch nur als zerbrochene Menschen. Wir waren in einem Lager im Gouvernement Samara in der Nähe der Stadt Kujbyschew.

Als wir am 15. September 1945 gezählt wurden, wurde festgestellt, daß von 2.800 Eingelieferten nur noch 700 ... lebten. Von diesen 700 wurden 130, darunter auch ich, ausgesucht und wieder verladen. Wir wurden eingepfercht, und waren 6 Tage unterwegs. ... Als Verpflegung bekamen wir täglich 2 Scheiben trockenes Schwarzbrot.

Im Lager waren wir gesundheitlich schon wieder ein wenig vorwärtsgekommen, das ging uns durch diese Fahrt wieder verloren. Eine ... Frau wurde unterwegs irre. Als wir ausgeladen wurden, gab es wieder Geschimpfe der russischen Offiziere auf die Begleiter, aber was half es. Wir wurden im neuen Lager bei Insa menschlich behandelt und auch ärztlich betreut. 3 Wochen hatten wir Zeit, um uns zu erholen, dann arbeiteten wir wieder in einer Ziegelei.

Inzwischen war es Winter geworden. Den Rest unserer Habseligkeiten hatte man uns schon im ersten Lager abgenommen. Strümpfe hatten wir nicht, so hieß es jeden Morgen barfuß in die gelieferten Filzstiefel steigen. Der Filz wurde feucht, und manchmal froren die Füße an den Stiefeln fest, es war bei 36° Kälte kein Wunder.

Viele wurden krank. Ich brach am 6. Dezember 1945 zusammen, später kam ich ins Lazarett. Ich hatte Ausschlag am ganzen Körper, Herzkrämpfe usw., alles infolge des Vitaminmangels.

Ich muß betonen, daß uns die russischen Offiziere dort anständig behandelten und auch ... Mitleid zeigten.

Am 9. März 1946 kam ich ins Krankenhaus, wo ich bis Ende August 1946 lag. Meine Leiden wurde immer schwerer. Meine Herzanfälle wiederholten sich öfter, die Schmerzen wurden größer.

Ich lag als einzige Deutsche im Krankenhaus, mußte aber lügen, wenn ich mich über die Behandlung beschweren würde. Ärzte und Personal gaben sich mit mir die größte Mühe. Aber eines Tages kam nach Ansicht der Ärzte und auch nach meiner Ansicht das Ende. Ich wurde besinnungslos. Aber ich kam wieder zu mir, meine Wunden brachen auf, und mein geschwollener Körper gab das Wasser von sich, ich war gerettet. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen im Februar 1945, Zugtransport vom Sammellager Insterburg nach Nordrußland im März 1945, Zwangsarbeit am nördlichen Eismeer bis September 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Dr. Gerhard F. aus Süßenberg, Kreis Heilsberg in Ostpreußen (x002/27-29): >>Unter dem Krachen der von deutschen Nachhuten gesprengten Munition und Fahrzeuge zelebrierte ich am Vorabend des russischen Einmarsches auf dem Tisch unseres größten Bauern, der eben mit den Männern des Volkssturms in das Dorf zurückgekehrt war, und einer großen Schar von Flüchtlingen die letzte heilige Messe vor unserer "Befreiung" durch die Rote Armee am ... 2. Februar.

Durch die stark mit sibirischen und mongolischen Typen durchsetzten Truppen wurden sämtliche Gehöfte in unbeschreiblicher Weise verwüstet, die Kirche geschändet, die heiligen Gefäße geraubt, alles Weibliche, ... immer wieder vergewaltigt und 25 harmlose Dorfbewohner und Flüchtlinge ermordet, darunter unser ehemaliger 71jähriger Küster, unser 65jähriger Glöckner und die 23jährige Organistin.

Vier Opfer ... waren über 80 Jahre alt, eins seit Jahren gelähmt, vier waren junge Mädchen von 15-23 Jahren. Ein schwerkranker Invalide wurde wiederholt mißhandelt und endlich erschossen. Mehrere Soldaten, die sich ohne Widerstand gefangen gaben, wurden grausam hingeremordet.

In den Nachbardörfern ist es nicht gelinder zugegangen, in vielen aber noch schlimmer. So wurden allein in unserer Gegend sechs durchweg über 60jährige Pfarrer erschossen. Auf Vorstellung wegen der grauenhaften Vergewaltigungen gab ein höherer Kommissar Bescheid, dies sei die von Stalin befohlene Antwort auf Hitlers Rassenpolitik. ...

Während die "Kulturr-Soldaten", wie sich die Rotarmisten immer wieder stolz bezeichneten, alles, was ihnen vom Vieh bis zum Küchengerät brauchbar erschien, von den Höfen schleppten, suchte ich mit Hilfe einer "Grauen Schwester" aus einer Nachbargemeinde - ihre Schwestertracht hatten die Russen zu Fußlappen zerschnitten - unsere Toten unter die harte, blutgetränkte Erde zu bringen.

Wir richteten die Leichen nach Art der Karthäusermönche her (die Verstorbenen wurden nur im Ordenskleid ohne Sarg beerdigt) und konnten die letzten sogar auf dem Friedhof begraben.

...

Nach der pflichtgemäßen Registrierung auf der Kommandantur in Wernegitten mußte ich zunächst mithelfen, das letzte den Bauern geraubte Brotgetreide auf einen großen Haufen in der Schulklasse zu schütten. Dann erhielt ich den Auftrag, die auf der dortigen Feldmark noch umherliegenden über 40 Leichen zu bergen und zu bestatten.

Am 22. Februar wurden wir schließlich durch die GPU verhaftet und nach 14tägiger Traktur in verschiedenen Kellern (in Räumen von 15 qm waren z.B. über 56 Mann) untergebracht. ...

Wir erhielten 10 Tage lang keine ausreichende Gelegenheit, unsere Notdurft zu verrichten. ...

Nach drei je dreistündigen Verhören, die mit den üblichen Methoden einen Gestapoagenten oder Kapitalisten aus mir machen wollten, wurden wir ... mit ca. 2.000 Leidensgefährten in

Insterburg mit unbekanntem Ziel verfrachtet.

Mit 46 Männern jeden Alters von 14-73 Jahren in einen finsternen, schmutzigen, eiskalten Waggon gepreßt, erhielten wir während der 21tägigen Fahrt nur fünfmal einen Schlag (1/2 l) warme Graupen- oder Fischsuppe.

Sonst (gab es) nur, wenn es den Wachen einfiel, geringe Mengen kaltes Wasser und für die meisten unverdauliches Dörrobrot aus gröbstem Maisschrot.

Wir hatten 7 Tote im Waggon, auf dem ganzen Transport waren es mindestens 350 Tote. Die Leichen wurden zunächst neben dem Fahrdamm aufgeschichtet, später in mitgeführten Waggonen zu Bergen übereinandergeworfen. In Moskau wurden wir zum ersten Mal entlaust und standen dabei nachts stundenlang auf kalten, nassen Fliesen in ungeheizten Räumen.

Kurzgeschoren und am ganzen Körper in ekelhafter Weise abgeschabt, wankten die Überlebenden zu Beginn der Karwoche in ein Zwangsarbeitslager in der arktischen Tundra am nördlichen Eismeer und der sibirischen Grenze. Etwa 260-280 "Internierte", Kriegsgefangene, russische und polnische Zwangsverschleppte, in der Hauptsache aber ostpreußische Zivilisten, sollten dort schwere Erd- und Holzarbeiten für einen Kanalbau verrichten.

Mit instinktiver Sicherheit gelangten die minderwertigen und verbrecherischen Elemente der Gefangenen auf die wichtigeren Posten im Lager und in der Küche. Die Verpflegung und Unterkunft war so (ungenügend), daß schon im ersten Monat ein Viertel der Belegschaft starb und mehr als ein Drittel arbeitsunfähig wurde und abgeschoben werden mußte. ...

Ende Mai kam auch ich in ein etwa 300 km weiter nördlich gelegenes Lazarett, ein verfallenes früheres Arbeitslager. Ohne ernstliche Pflege, aber aufmerksam von einem Spezialisten für Avitaminosen (durch Vitaminmangel hervorgerufene Krankheiten) und Hungerkrankheiten beobachtet, siechten wir elend dahin. Mitte August lebten nur noch 20 % der Verschleppten.

Zum Skelett abgemagert, mit schweren Ödemen und am ganzen Körper mit Geschwüren und zu Borken verdichteten Ekzemen bedeckt, wurde ich durch das stille Wohlwollen des tatarischen Chefarztes und eines polnischen Professors auf die wiederum 4 Wochen dauernde Heimfahrt geschickt. In Moskau verkaufte ich für 15 Kartoffeln und 1/4 l Öl meinen Rock und meine Weste an einen Dolmetscher, der aus der Wolga-Republik stammte. Eine ebenfalls verschleppte ermländische Ordensschwester erkannte mich und verband mich so gut, daß ich die lange Reise überstand.

Mit letzter Kraft gelangte ich Ende September in das ... Krankenhaus der Katharinerinnen in Berlin, nachdem mich ein ermländischer Neupriester im Entlassungslager in Frankfurt/Oder bestens betreut und für die Weiterfahrt ausgestattet hatte.

Der Elendszug der kranken, mittellosen "Heimkehrer" wurde mit einem 3/4 Brot, 1 Pfund Grütze, 16 g Konserven, 1 Löffel Kaffeeschrot und Zucker sowie mit einem ... russischen Entlassungsschein von den humanen Kultursoldaten auf die Straße gejagt, mit der Versicherung, daß niemand mehr in die Heimat jenseits der Oder zurückkehren dürfe.

Nach 9wöchiger Pflege durch unsere treuen Schwestern konnte ich in die britische Zone weiterreisen, wo inzwischen meine Eltern und Geschwister eine neue Heimat gefunden hatten. Mit ihnen dankte ich für Gottes Weisheit und Güte, die auf wundersamen Wegen schließlich doch über alle menschliche Grausamkeit und über allen verbrecherischen Wahn triumphierten.<<

Internierung im März 1945, Zugtransport vom Sammellager Insterburg in ein Lager im Ural von März bis April 1945, Zwangsarbeit bis Mai 1947

Erlebnisbericht der H. Z. aus Groß Lasken, Kreis Lyck in Ostpreußen (x002/33-34): >>Am 27. Januar 1945 wurde unser Heimatdorf von den Russen besetzt.

Gleich begann für uns die qualvolle Leidenszeit. Die Russen plünderten uns sofort aus; was sie nicht gebrauchen konnten, wurde vernichtet. Für uns Mädchen und Frauen war diese Zeit

furchtbar ... Ich selbst war damals 18, meine Schwester erst 14 Jahre alt. Wir fanden nirgends Schutz. Wir versteckten uns bei Tage im Wald auf den Bäumen oder im Stroh. ... Viele junge Mädchen und Frauen machten infolge dieser brutalen Gewalt einfach ihrem Leben durch freiwilligen Tod ein Ende.

Am 19. März 1945 wurden meine Schwester und ich sowie 40 andere Mädchen aus unserem Dorf von unserer Arbeitsstelle weggeholt und nach Allenstein gebracht. Hier wurden wir ins Gefängnis gesperrt. Einzelnen hat man uns dann verhört. Wir mußten aussagen, was wir wußten. War unser Bericht zu kurz, so hat man uns geschlagen und mit Füßen getreten.

Im Gefängnis wurde ich von meiner Schwester getrennt. Sie blieb dort und ich kam mit anderen Mädels nach Insterburg ins Zuchthaus. Hier sperrte man 150 Frauen in einen Raum von 40 qm. Zu essen erhielten wir Kartoffelschalen mit gehackten Rüben.

Am 25. März 1945 ... ging es dann zum Bahnhof, es waren 1.363 Frauen und Mädchen vom 13. bis 65. Lebensjahr. In Viehwagen zu 46 Frauen hat man uns eingesperrt und die Türen verschlossen. ... Dann ging es dem Osten zu. Als Verpflegung erhielten wir auf der Fahrt (täglich) 2 Scheiben hartes Brot, einen Salzfisch und einen Teelöffel Zucker. Das Essen war so knapp, daß wir nicht satt wurden. Infolge der schlechten Ernährung haben viele Ruhr und von dem harten Brot Mundfäulnis bekommen und sind dann gestorben.

Die Fahrt dauerte 16 Tage. Am 11. April 1945 sind wir in Schubaksow an der Wolga angekommen. 30 Frauen haben schon auf dem Transport ... ihr Leben gelassen.

Wir mußten Straßen bauen, Häuser und Eisenbahnstrecken ausbessern. Nach dieser Arbeit ... kamen wir in ein Torflager und mußten Torf graben. Die Verpflegung in dem Lager war sehr schlecht und dazu (gab es) schwere Arbeit und die Moskitos. Wir durften nicht früher die Arbeitsstelle verlassen, bis wir unser Soll erfüllt hatten. In diesem Lager sind viele infolge der schlechten Ernährung an Hungertyphus, Malaria, Flecktyphus, Tbc usw. gestorben.

Ich hatte Wasser im linken Bein, mußte damit aber trotzdem zur Arbeit gehen, bis ich eines Tages zusammenbrach. Die Mädels haben mich von der Arbeitsstelle ins Lager bringen müssen. Dann wurde ich vom Arzt nach Schubaksow ins Krankenhaus gebracht. 7 Monate war ich in ärztlicher Behandlung. Mein Bein konnte jedoch nicht geheilt werden. ...

Im Mai 1947 ging ein Transport nach Deutschland und ich kam mit 199 Mädchen und Frauen nach Frankfurt an der Oder.

Meine Mutter, meine Schwester und meine Großmutter ... (waren) noch in Ostpreußen unter polnischer Herrschaft. Mein Bruder und mein Großvater sind 1945/46 an Hungertyphus in Ostpreußen gestorben. Ich selbst blieb arbeitsunfähig, da mein in der Gefangenschaft zugezogenes Beinleiden ... nicht mehr geheilt werden konnte.<<

Internierung im März 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in die UdSSR von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis März 1948

Erlebnisbericht der L. T. aus dem Kreis Tilsit-Ragnit in Ostpreußen (x002/78-80): >>Am 20. März bin ich dann von meinen Angehörigen getrennt und von den Russen verschleppt worden. Die Frauen und Mädchen wurden von den Russen wahllos rausgesucht. Die Kinder bleiben stehen, die Mütter wurden mitgenommen. In Karthaus war ich in 3 verschiedenen Lagern, die durch die Überbelastung schon menschenunwürdig waren. Die Räume (waren) verlaust. (Es gab) keine Möglichkeit zum Waschen. Verhör folgte auf Verhör.

Von Karthaus wurden wir nach Gruppe bei Graudenz gebracht. Wir hatten das Glück, mit der Bahn transportiert zu werden. Wie viele Gruppen kamen an, die 100 bis 140 km Fußmarsch hinter sich hatten. Das Schuhwerk war den meisten entrissen worden. Durch die schlechte Fußbekleidung hatten fast alle verletzte Füße und waren durch die langen Märsche, die schlechte Behandlung ... und durch die schrecklichen Erlebnisse total erschöpft.

In Graudenz war in der ehemaligen Festung ein großes Sammellager. Viele tausend Männer und Frauen wurden dort immer wieder durchsucht und verhört. Da wir aber streng bewacht

und hinter Schloß und Riegel gehalten wurden, hatten wir keine Gelegenheit, mit den anderen zu sprechen.

Nach 8tägigem Aufenthalt in Graudenz wurde unser Transport von 1.200 Frauen und 300 Männern zusammengestellt.

Unsere Fahrt ins Ungewisse dauerte vom 6. April bis 4. Mai 1945. Wir waren 42 Frauen in einem verplombten Waggon. Da wir uns alle nicht kannten, kann ich keine Zahlen über die Toten angeben, da manche schon entfernt wurden, obgleich sie noch lebten.

Zweimal am Tag gab es Verpflegung. Einmal (gab es) Suppe (einen 1/2 l), wo wir alles drin fanden, was man auf einem unsauberen Speicher zusammengefeigt hatte, und einmal (erhielten wir) Brot und einen Becher Kaffee. Wasser zum Waschen gab es nicht.

Ich kam dann in das Lager 7503, bei Kemmerau, später Leninsk. Wir hatten sehr viele Tote. Ein Teil mußte im Schacht arbeiten, andere mußten stundenlang zur Feldarbeit marschieren. Wir lagen auf Holzpritschen und hatten zum Zudecken nur unsere Kleidungsstücke, die wir gerettet hatten. Es war meist nur das, was man anhatte.

Bei Regenwetter wurden die Sachen überhaupt nicht trocken. Wir wurden dann immer wieder in kleinere Gruppen aufgeteilt, so daß wir die Kameradinnen aus den Augen verloren und nie wieder Verbindung mit ihnen aufnehmen konnten. Besonders Familienangehörige wurden voneinander getrennt. ...

Im Juli 1945 wurden wir ... auf Kolchosen verteilt. Wir waren 90 Frauen und 25 junge Männer, die noch nicht Soldat gewesen waren, auch ein 13jähriger Junge und ein 14jähriges Mädchen waren dabei. Später kamen dann noch 15 polnische Ukrainer dazu, die ihre Wut an uns ausließen.

In der Kolchose mußten wir auf dem Bau oder in der Landwirtschaft arbeiten. Die Lebensumstände waren furchtbar. Wir mußten auf dem Boden schlafen. Wasser war kaum zum Trinken, geschweige denn zum Waschen da. Einmal bis zweimal im Monat konnten wir in die Sauna gehen. Wir waren heruntergekommen und verhungert.

Ich war schon im ersten Lager an Dystrophie erkrankt und kriegte hier eine schwere Lungenentzündung. ... Ärztliche Behandlung hatten wir kaum. Eine junge Schwester, die keine vollwertige Ausbildung besaß, betreute uns mit Hilfe einer Russin. Wir hatten hier in einem halben Jahr 21 Tote (von 115 Deportierten).

Im Februar 1946 wurden wir zu einer Fabrik nach Leninsk gebracht. Wir waren so schwach, daß die meisten den 20 km langen Weg zur Bahnstation im Schnee nicht zurücklegen konnten. ... Die Arbeit war so schwer, daß wir sie kaum nach unserer Entkräftung bewältigen konnten.

Wir haben nur Männerarbeit leisten müssen: Wie z.B. Loren schieben, ... Schlacke entfernen, Ausbesserungsarbeiten an Bahndämmen. Waggons mit Koks beladen, natürlich mit der Schaufel, war die gefürchtetste Arbeit, da alle Waggons beladen werden mußten, und wenn es 16 Stunden dauerte und die nächsten Waggons schon wieder nach 6 Stunden ankamen.

Die Arbeitszeit richtete sich nach der zu leistenden Arbeit. Es mußten Prozente erarbeitet werden. Wer sie nicht hatte, dem wurde das Essen reduziert. In den ersten 2 Jahren kannten wir keinen Sonntag. ... Die Verpflegung war sehr schlecht, da wir in unserer Verwaltung nur Russen hatten, die uns um den größten Teil unserer Verpflegung betrogen.

Wurde ein Betrug aufgedeckt, dann wurde wohl der Russe entlassen, aber der nächste, der an seine Stelle kam, machte es genau so. ... Die ärztliche Betreuung war sehr schlecht. Der Arzt, eigentlich ein Schmied, war im Krieg Sanitäter gewesen und betreute jetzt die Deutschen. ...

Aufrechterhalten haben uns die Russen immer wieder damit, daß sie uns sagten, wir kämen bald nach Hause. Am 15. Januar 1948 mußten wir uns ... einer Kommission von 9 Russen, darunter war nur ein Arzt, nackt zeigen. Das war die Voruntersuchung für den Transport in die Heimat. Wir haben in den 3 Jahren immer hinter Zäunen und streng bewacht gelebt.

Außer einigen Gesangbüchern, die meistens von den Russen als Zigarettenpapier verwendet

wurden, sahen wir kaum ein geschriebenes oder gedrucktes Wort. Wir durften wohl in den 3 Jahren dreimal oder viermal schreiben, aber die Post kam in der Heimat nie an. Wir wußten also nichts von unserer Heimat noch von unseren Angehörigen, die wir in den schwersten Tagen hatten verlassen müssen. ...

Am 15. März 1948 begann unsere Heimfahrt mit allen Kranken und Schwachen, und am 18. April 1948 langten wir in Frankfurt/Oder an. Meine Quarantänezeit und damit die letzte Zeit hinter Schloß und Riegel verbrachte ich in Pirna. Hier erhielt ich durch einen Zufall die Adresse meiner Mutter und meiner Geschwister, die in der britischen Zone lebten. Erst als ich in Friedland die Zonengrenze passiert hatte und keine russischen Uniformen mehr sah, hatte ich das Gefühl, zu Hause zu sein, wenn auch fern der geliebten Heimat.<<

Internierung im Februar 1945, Zugtransport in die Sowjetunion im März 1945, Zwangsarbeit im Don-Gebiet

Erlebnisbericht der E. W. aus Alt Petersdorf, Kreis Neidenburg in Ostpreußen (x010/209-211): >>In den Nächten tobten, sofften und schrien die Russen weiter und machten Jagd auf Frauen und Mädchen. Ein junges Mädchen wollte in den Brunnen springen, weil es die Mißhandlungen nicht mehr ertragen konnte. ... Der streng katholische Bauer M. aus unserem Dorf, der wegen seiner polnischen Einstellung bekannt war, wollte seine junge Tochter schützen. Sie wurde ihm von den Russen entrissen und auf den Boden geschleppt. ... Der Mann hat bitterlich geweint.

Ein italienischer Landarbeiter, der mit der Frau seines Arbeitgebers geflüchtet war, wurde beim Wasserholen an die Scheune gestellt und erschossen.

Am 6. Februar wurden wir aus den Betten geholt und zu einem Transport nach Zichenau zusammengestellt. Meine Schwester war nur halb angezogen, nur mit Mantel, Nachthemd, Bluse, Holzpantoffeln und Seidenstrümpfen bekleidet. Es gab herzerreißende Szenen. Die Mütter wurden von ihren Kindern losgerissen.

Eine Mutter mußte ihre vier Kinder zurücklassen, eine andere sechs. Nur das jüngste Kind von neun Monaten durfte sie mitnehmen. Ein Kleinkind von elf Monaten blieb ebenfalls zurück. Von unserem alten Vater konnten wir nicht mehr Abschied nehmen. Ohne Nachricht von uns zu erhalten, ist er noch im gleichen Jahr im Altersheim Neustrelitz gestorben

Nur dürftig bekleidet setzte sich die Menschenschlange, bestehend aus Frauen, Mädchen, dazu wenige alte Männer und Kinder, in Bewegung. Ein Leiterwagen nahm die Nachzügler auf. Ein alter, schwacher Mann, der liegen blieb, wurde schon beinahe bewegungsunfähig (an die Straßenseite) ... geworfen. So, wie er hingeworfen wurde, blieb er liegen. Die Füße ragten steif und bewegungslos in die kalte Winterluft.

Eine alte Frau führte ihren erblindeten Mann, der nicht mehr gehen konnte. Sie wurde mit Gewalt von seiner Seite gerissen. Hilflos blieb der Mann im Schnee am Wege stehen. In Hohenstein übernachteten wir ohne Verpflegung in einem offenen Hause. ...

(Wir marschierten durch) Waplitz ... nach Kandien. Am nächsten Tag schleppten wir uns durch unsere eigene engere Heimat, in der wir so manche frohe Stunde erlebt hatten. Noch einmal rasteten wir kurz vor Mielau, dann wurden wir in einem Zuge nach Zichenau getrieben.

Die Polen höhnten an den Straßen: "Wo habt Ihr Eure Velourshüte, wo habt Ihr Euren Hitler?" Im allgemeinen benahmen sich die Wachmannschaften menschlich. Hin und wieder holten sie des Nachts junge Mädchen ... ins Lager. Männern, die nicht mehr gehen konnten, half man mit Schlägen auf die Beine.

In Zichenau kamen wir in die furchtbar verdreckten Arbeitsdienstbaracken, die mit verschleppten Zivilisten und gefangenen Soldaten völlig überfüllt waren.

Nach wenigen Tagen begann für uns ein grauenvoller Bahntransport. Mit 50 Frauen standen oder hockten wir in einem kleinen deutschen Waggon. Zum Liegen oder Sitzen reichte der

Platz nicht. Der Transport ging nach Rußland und dauerte ungefähr fünf Wochen. Jeden Tag gab es etwas getrocknetes Brot. Zum Trinken erhielten wir gelegentlich Wasser aus den Sumpflöchern am Bahnkörper oder aus der Lokomotive. Ruhr und Erbrechen marterten unsere geschwächten Körper. Vom ewigen Stehen und Hocken schwellen unsere Füße an. ...

Unsere Notdurft verrichteten wir durch ein Loch, das in den Fußboden eingesägt war. Viele Frauen wurden halb irre und schrien und wimmerten. In unserem Wagen gab es während der Fahrt sechs bis acht Tote. Im Wagen nebenan wurde ein Kind geboren. Wir hörten die Schreie in der Nacht. Die Mutter soll gestorben sein. Auch das Kind starb. Deutsche Männer mußten morgens die Leichen aus den Wagen herausbringen.

Wochenlang ging es immer weiter nach dem Osten. Eines Tages überquerten wir bei einer großen Stadt die Wolga. Auf dem Bahnhof hörten wir Lautsprecherdurchsagen und durch die Ritzen des Waggons sahen wir Gebäude. Zum ersten Mal gab es ein warmes Essen, ein wenig Kascha. Es war eine Wohltat. Der Zug fuhr über die große Brücke und kehrte wieder um. Was hatte das zu bedeuten?

Ein Hoffnungsschimmer ergriff uns. Jetzt würde es wieder nach Hause gehen. Die mit uns verschleppten polnischen Mädchen sangen schon ihre Heimatlieder. Es war sehr kalt, und das flache Land war weithin mit Schnee bedeckt. Die russischen Posten trampelten an den Haltestellen über die Dächer, um Ausbruchsversuche zu verhindern. Der schwache Hoffnungsschimmer war längst erloschen. ...

Endlich, am 26. März 1945, kamen wir in Antrazit im Don-Gebiet an. Riesige Kohlenhalden empfingen uns. Wir erhielten Unterkunft in primitiven Baracken, deren Wände aus Kohlen und Schlacken gepreßt waren. Die Dächer waren undicht.

Das Lager war mit etwa 4.000 Menschen belegt, und zwar mit Deutschen, Polen, einem Engländer und einem Italiener. Der Engländer erhielt bessere Verpflegung. Ich sah ihn oft beim Essenempfang an unserer Baracke vorbeigehen. Ich war sehr schwach und habe nur gelegen. Die Arbeitsfähigen wurden ins Bergwerk geschickt, arbeiteten beim Holzverladen oder in einer Gärtnerei.

Am 10. Mai brach eine verheerende Typhusepidemie aus. Der einzige Arzt stand der Not ohne Hilfsmittel machtlos gegenüber. Er hatte ein gutes Herz und versuchte zu helfen. Einem neugeborenen Kind brachte er täglich Ziegenmilch. Trotzdem starben Mutter und Kind. ... Die Totenziffern stiegen. ... Bis zu 70 waren es zeitweilig an einem Tag. Die Leichen wurden in einen Keller getragen und völlig nackt abgefahren. Ohne Seife mußten die Frauen die Kleider der Toten in kaltem Wasser waschen, die dann an uns ausgegeben wurden.

Unter den Gefangenen befand sich auch eine Familie L. aus Hohenstein in Ostpreußen. ... Frau L. war eine Jüdin. Die Familie bemühte sich um ihre Entlassung aus dem Lager. ...

Meine Schwester wurde im August 1945 zur Arbeit eingeteilt. Sie arbeitete als Erntehelferin auf einem Vorwerk. Die Verpflegung war auch dort schlecht. Sonst wurden die dort eingesetzten Frauen von der Zivilbevölkerung gut behandelt. Sie schliefen in einem unbewachten Bunker und wurden nicht zur Arbeit angetrieben. Gerne ließen sie sich deutsche Soldatenlieder vorsingen. "Deutsche Soldaten gut," sagten sie, "gaben unseren Kindern Brot." "Bete zu Gott, dann wirst du heimkommen", sagte ein alter Russe. ...<<

Zugtransport vom Sammellager Zichenau nach Mittelsibirien von Ende Februar bis Anfang April 1945, Zwangsarbeit bis November 1947

Erlebnisbericht des Sägewerksbesitzers Erich G. aus dem Kreis Stuhm in Westpreußen (x002/6-8): >>Wir verblieben in Zichenau bei täglich 2 Scheiben russischem Trockenbrot ... und dünnster Mehlwassersuppe ca. 10 Tage. Ende Februar 1945 wurden wir dann zu je 45 Mann in russische Waggons verladen. Unser Transport bestand aus ca. 40 Waggons. Insgesamt sollen wir 1.600 Menschen (die Hälfte Frauen und Mädchen ...) gewesen sein.

In Zichenau herrschte unter uns schon sehr stark die Ruhr. Wir trugen täglich einige Tote aus

dem Bau. Die Leichen wurden entkleidet in die Luftschutzgräben geworfen und blieben unbedeckt liegen.

... Es war unterwegs eine grimmige Kälte. In einem Waggon wurden die Toten zusammengebracht. Wir trugen die etwa 80 Toten ... an der Bahnstrecke entlang und mußten sie dort in den Schnee den Abhang hinunterkippen. ... Wer die Toten waren, wußte niemand von uns. Die Russen registrierten nur die Stückzahl.

Die Verpflegung unterwegs war, je nach Haltemöglichkeit, früh ca. 150 g Trockenbrot, ca. 10 g Schmalz oder amerikanische Konserven und ein kleiner Tassenkopf voller dicker Graupen-, Erbsen- oder Mehlsuppe. Gegen Abend wiederholte sich das gleiche Essen. ...

Mitte März durchfahren wir den Ural. In Swerdlowsk (früher Jekaterinburg, bekannt durch die Erschießung der Zarenfamilie) wurden wir entlaust und bekamen einmal gut und genügend zu essen. Wieder ging es in die Waggonen und die zweite Hälfte der Reise wurde angetreten. ...

Am 2. April 1945 ... erreichten wir den Ort Anjerka in Mittelsibirien, der durch die Bergwerke bekannt war. ... Wir wurden wieder entlaust und kamen dann in ein Lager. An einer Jahreszahl, 1934, stellte ich fest, daß dort schon früher Häftlinge gewesen sein müssen.

Wir bekamen ... 14 Tage Ruhe, um uns angeblich zu erholen. Statt Fett gab man uns ein ranziges Öl in die Suppe. Es herrschte furchtbar die Ruhr und auch der Typhus. Täglich hatten wir mindestens 6 Tote. Die Todeszahl steigerte sich im Mai 1945 sogar bis zu 28 je Tag. Die Leichen wurden völlig entkleidet und in eine Kuhle geworfen. ...

Mit Eintritt der Dunkelheit wurde das Totenträgerkommando aus dem Lager herausgeholt. Ich war jede Nacht mit dabei, da man mich bei den Russen als früheren Kapitalisten angeschwärzt hatte. Je 2 Mann ... mußten sich aus der Kuhle eine Leiche herausnehmen und quer über die Trage legen.

Im Gänsemarsch traten wir in der Dunkelheit unseren gewohnten 2 km weiten Weg ... nach dem "Plenny-Friedhof" (Plenny = Gefangener) an. Oft trug ich Bekannte. ... Es wurden extra Grabkommandos am Tage vorausgeschickt, die laufend für ca. 30 neue Gräber vorsorgen mußten.

Als wir am 31.08.1945 das Lager, von dem wir ausschließlich im Kohlenberg unter Tage, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, eingesetzt waren, verließen, hatten wir etwa 700 unserer Leidensgenossen der sibirischen Erde übergeben. ...

Danach kamen wir ... in eine Glasfabrik, dann zu Holzbauten und dann (ging es) zum Arbeitseinsatz auf eine 2.000 Morgen große Gemüsekolchosa. Den Hunger wurden wir (dort) niemals los. ... Bei 1,76 m Größe gelangte ich bei 49 kg Körpergewicht an und war damit immer noch einer der Besten. Die Behandlung durch die russischen Konvois (Bewacher) war fast durchweg sehr schlecht.

Wir waren nur noch wandelnde Skeletts und mußten bei grimmiger Kälte (bis über 60° unter Null) früh um 7 zur Arbeit, machten einen Fußweg von ca. 100 Minuten und standen beim ersten Morgengrauen kurz vor 9.00 Uhr auf den Arbeitsstellen. Viele erfroren uns bei der Arbeit bzw. wurden von uns bei Arbeitsschluß besinnungslos mitgenommen und waren einige Stunden später tot. ...

Es war vom ersten bis zum letzten Tag ein Leiden ohne Ende, ein Sterben und ein Wehklagen. Unbarmherzig stießen die russischen Konvois die Schwächsten mit dem Kolben vor, wenn diese nicht mehr vorwärtskamen. "Tschirdischak!", fluchten sie, wenn sie von den Kolben Gebrauch machten. Ich war so schwach, daß ich ... (trotz der Kolbenschläge) am liebsten auf der Stelle verblieben wäre.

Alles, was ich zu Friedenszeiten von E. Dwinger (deutscher Schriftsteller) über Rußland gelesen hatte, wie z.B. "Und Gott schweigt", und mich damals schon das Gruseln und Entsetzen packte, wurde durch das, was wir nun hier erlebten, weit in den Schatten gestellt.

Vom frühen Winter 1946 an war ich restlos fertig, ich konnte nichts mehr. Ich durfte im Lager

zurückbleiben, hatte immer Ruhe und bekam besser zu essen. Es war aber immer noch so wenig, daß ich nicht mehr arbeitsfähig wurde. So verbummelte ich im Lager ein ganzes Jahr. ... Die Bekleidung war während der Internierung sehr schlecht. Unsere Zivilkleidung hatte man uns schon größtenteils in Zichenau fortgenommen und dafür alte, zerlumpte deutsche Uniformen gegeben.

Zum Winter bekamen wir Wattehosen, Wattejacken, Pelzmützen und jeder einen Pelz. Als Wäsche, die immer nur aus Fetzen bestand und die wir 3-4 Monate ungewaschen tragen mußten, bekamen wir nur Leinensachen; Strümpfe oder Fußlappen gab es während der ganzen 3 Jahre nur einmal.

Am 30. Oktober 1947 rollte unser Transport von Anjerka ab. Wenige Tage später erreichten wir Nowosibirsk, wo 800 Zwangsarbeiter zu einem Transport zusammengestellt wurden.

Am 27. November 1947 trafen wir in Frankfurt/Oder ein. Anfang Dezember gelangten wir, die Angehörige in der britischen Zone hatten, bei Friedland/Göttingen über die Zonengrenze. Der Schlagbaum öffnete sich vor uns, und nach jahrelangem Entsagen, Entbehren und Sterbenansehen erhielten wir die langersehnte Freiheit wieder.

Ich wurde gleich ins Lazarett nach Königslutter eingeliefert, kam dann 3 Monate später in das Heimkehrerlazarett Klein Bülten bei Peine und wurde zum Schluß nach Bremerhaven verlegt. Nach einem 10 1/2monatigen Krankenhauslager wurde ich mit einer anerkannten Schwerekriegsbeschädigung von 70 %, die ich nur durch Hunger, Kälte, schwere Arbeit usw. erlitten hatte, entlassen.<<

Internierung im Februar 1945, Zugtransport vom Sammellager Insterburg in ein Lager im Ural im März 1945, Zwangsarbeit bis Juni 1948

Erlebnisbericht der Gerlinde W. aus dem Kreis Elbing in Westpreußen (x002/18-21): >>Man trieb uns unter schärfster Bewachung, sozusagen als Schwerverbrecher, in ein kleines Zimmer. ... Dort fanden wir schon eine Anzahl Mädchen und Frauen vor. Unsere Männer waren im Nachbarhaus untergebracht. ...

Am 17. Februar ging's zu Fuß bis nach Schwangen, Kreis Preußisch Holland. Ein geräumter Kuhstall diente als Quartier. In den 3 Tagen Aufenthalt gab es stets nur nachts Vernehmungen. Und wieder ging's zu Fuß weiter bis nach Preußisch Holland. Hier sperrte man die Männer unten im Kohlenkeller ein, uns Frauen ließ man oben in 2 kleinen Räumen hausen.

Die Fenster durften nicht geöffnet werden, um zu verhindern, daß wir eventuell ausrücken könnten. Zweimal am Tag durften wir unsere menschlichen Bedürfnisse draußen im Schnee erledigen. Waschen war Nebensache. Einmal am Tag gab's eine dünne mit Maden durchsetzte Erbsensuppe. Der Erfolg blieb dann auch nicht aus. Viele erkrankten an Ruhr. ...

Von Preußisch Holland ging's mit dem LKW weiter nach Bartenstein direkt ins Zuchthaus. Ich lag in einer 1-Mann-Zelle mit noch 30 Frauen zusammen. Die Enge war unerträglich, so daß unsere Beine nur noch ein unentwirrbares Knäuel bildeten. ... Die ruhrkranken Frauen durften nur einmal am Tag zum Austreten. Ein unverschließbarer Eimer wurde mit dem Bemerkten: "Hier habt ihr deutschen Schweine", hineingestellt. Der Gestank war unerträglich. Das kleine Fenster durfte nicht geöffnet werden.

Auf LKW verfrachtete man uns als angebliche "Schwerverbrecher" natürlich zum Zuchthaus nach Insterburg. Nächtliche endlose Namensaufrufe folgten. Mit unseren Namen konnten die Herren einfach nicht fertig werden.

Im Morgengrauen des 3. März wurden ... dann auf dem Güterbahnhof Insterburg je 50-52 Frauen in Viehwaggons verladen. Wir Frauen aus Dörbeck klammerten uns eng aneinander, um uns ja nicht zu verlieren. Wie der Waggon aussah, war unbeschreiblich. Der Kot vom letzten Viehtransport schmückte die Wände. Mit unseren Leibern haben wir den am Boden liegenden Schnee trocknen müssen. Man ließ uns keine Zeit, den Schnee hinauszukehren, denn sofort hinter der letzten Frau wurde der Waggon von außen verriegelt. ...

Die Männer aus Dörbeck, darunter auch mein Bruder, wurden in einen etwas größeren Wagen mit 80 Mann gepfercht. Mit angezogenen Knien haben wir gesessen, hinlegen konnte sich nur der, der wirklich nicht mehr konnte, dafür haben dann aber 3 (andere Verschleppte) stehen müssen. Trockenbrot (Krümel) ... verabreichte man uns am Vormittag und am Nachmittag (erhielten wir) eine Wanne oder Eimer mit eisbelegtem Wasser. Es kam nicht so genau darauf an, ob das Wasser sauber war. ...

Durch Zufall hatte meine Base Erika W. eine Konservendose behalten, und ein kleines Töpfchen fand sich ebenfalls noch. Damit wurde nun gierig getrunken, denn jeder wollte ja mindestens einen Schluck davon haben. ... Bei diesen 21 Tagen Fahrt kochte man uns dreimal warmes Essen. ...

Am 23. März lud man uns aus. Die 2 km vom Bahnhof bis zum Erdbarackenlager Maschalinka war für mich eine Qual sondergleichen. Die Knie, durch den Transport dermaßen geschwächt, bogen (sich) einfach nicht und versagten vollkommen. Die Unterkunft war außerordentlich schlecht. Unsere Betten waren zweistöckige Holzgestelle. Strohsäcke existierten in den ersten 14 Tagen überhaupt nicht. Die kahlen Bretter waren für uns gut genug.

Später durften wir Strohsäcke stopfen gehen. ... Die Decken, die wir noch von zu Hause besaßen, wurden uns fortgenommen und den Kranken im sog. Lazarett gegeben. Ich habe mich persönlich mit einem dünnen Mantel zudecken müssen, und mein zweites Kleid, das ich zu Hause in aller Eile mitnehmen konnte, diente als Matratze. Wegen der unendlich vielen Wanzen konnte man sich nachts nicht entkleiden.

Das Lazarett, das genauso aussah wie die Baracken der Gesunden, war vom ersten Tage an überbelegt. Doch der Tod schaffte immer wieder Platz. Es war eine Seltenheit, wenn nicht täglich 5 Männer und Frauen starben. Von ungefähr 600 Lagerinsassen starben 380. – Die russische Schwester, die das Lazarett unter ihrer Obhut hatte, trat jeden Morgen mit der Frage: "Frau kaputt?", an die Nachtwache heran. ...

Der erste russische Arzt, der nach einem Monat in Maschalinka eintraf, erleichterte wohl vielen die Krankheit, aber ihm waren die Hände gebunden. Er erhielt kein ordentliches Verbandsmaterial und keine ausreichenden Medikamente. ...

Innerhalb eines Monats waren wir bei der "guten Verpflegung" - dreimal täglich dünne Kohlwassersuppe, die Fettaguen konnte man mit der Lupe suchen, 600 g trockenes Brot und zum Mittag einige Eßlöffel Hirse- oder Haferbrei - soweit gekräftigt, daß schon einige Frauenbrigaden zum Kohlschacht über Tage geschickt werden konnten.

Eine Männerbrigade ging gleichfalls zum Schacht unter Tage, darunter war auch mein Bruder. Nach der ersten Untersuchung durch die Gesundheitskommission wurde ich der Arbeitsgruppe 1 zugeordnet und war daher auch für die Untertagearbeit tauglich. Kniend haben wir Kohle geschippt, denn der Stollen war ja nur 1,50 m hoch.

In diese 4 Wochen Schachtarbeit fielen auch die Vernehmungen. Die unsinnigsten Behauptungen wurden von den Russen aufgestellt, und wenn man diese bestritt, wanderte man für die Nacht in den Karzer, am Tage (mußte man) natürlich zum Schacht. ...

Am 30. April 1946 transportierte man eine Anzahl von Frauen und Männern auf offenen Waggons ins Sammellager Tscheljabinsk zum angeblichen Heimattransport. Bei dieser Fahrt habe ich mir ... die Malaria geholt. ... (In der) Gärtnerei-Kolchose ... gab's viel Arbeit, und man wurde einfach gezwungen, die hohe Norm ... zu schaffen. ... Wir waren ja billige Arbeitskräfte, aus denen die Russen alles herausholen konnten.

Anfang Oktober 1946 durften wir zum ersten Mal eine Heimatkarte mit 25 Worten nach Hause bzw. nach Deutschland schreiben. ... Die Verpflegung war ... furchtbar. Es gab buchstäblich nur ... Wasser zum Abend. Wer seine Arbeitsnormen nicht erfüllt hatte, bekam täglich nur 500 g Brot. Ich selbst war einfach nicht mehr fähig, um zu arbeiten.

Den Winter 1947/48 ... verbrachte ich auf der Kolchose Tomino und draußen im Wald bei schwerer Holzarbeit, starker Kälte und mehr als kniehohem Schnee. Mit Ochenschlitten fuhr

man in den Wald. Der großen Kälte wegen mußten wir jedoch zu Fuß laufen, um nicht mit erfrorenen Gliedern in die Baracke zu kommen. Müde und erschöpft fiel man abends auf seine Pritsche.

Wer fieberfrei war, war ... nicht krank! So habe ich mich 14 Tage lang mit einer Nierenkapselvereiterung herumschleppen müssen. Bis ich eines Tages umfiel und mit 38° Fieber endlich ins Lazarett eingewiesen wurde. Man brachte mich in ein russisches Stadtlazarett zur Operation. ...

Am 17. Juni 1948 bin ich zum Heimtransport verladen worden. Aus dem Lager Tscheljabinsk fuhren nur Kranke und Schwache nach Hause. In Brest-Litowsk hielt man noch eine letzte Leibesvisitation ab, um jegliche Schriftsachen oder Adressenmaterial zu vernichten, nur um das Los der noch Zurückgebliebenen zu erschweren. Am 28. Juni 1948 trafen wir in Frankfurt ... ein.<<

Lebensverhältnisse im Zwangsarbeitslager im Süd-Ural von Mai 1945 bis November 1949

Erlebnisbericht der Ilse L. aus dem Kreis Marienwerder in Westpreußen (x002/67-70): >>Am 13. Mai 1945 wurde ich zur Arbeit auf einer Kolchose abgestellt. Dort war das Leben erträglicher als in dem großen Lager "Korken", wo ca. 3.000 Gefangene waren. ... Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang waren wir draußen auf den Kartoffelfeldern. Jeder deutsche Bauer hätte seine Freude an dem guten, fetten Boden gehabt. Obwohl die Kartoffeln dort nur 3 Monate zum Wachsen und Reifen hatten, waren sie ganz prächtig.

Das Essen war auf der Kolchose verhältnismäßig gut, die Behandlung (war ebenfalls) gut. Das Ungeziefer verschwand, weil wir uns gut sauber halten konnten. Man fing langsam an, sich wie ein Mensch zu fühlen. Doch die Zeit sollte nicht lange andauern. ...

Am 6. Juli 1945 – abends um 9 Uhr - mußten wir alle Sachen packen. Ein Lastauto erschien und fuhr mit uns die ganze Nacht durch die Gegend. Man hatte uns gesagt, wir führen heim. Im Kohlenbergwerk, in der Nähe von Tscheljabinsk, im Südural landeten wir. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß ich zur 1. Gruppe gehörte, also zur Untertagearbeit herangezogen werden könnte. ...

Am 12. Juli fuhr ich zum ersten Mal in die Grube ein. Es war schon ein eigenartiges Gefühl, plötzlich 120 m unter der Erde zu landen. Um uns herum war alles dunkel, nur eine elektrische Birne beleuchtete den Fahrstuhl. Unser Grubenlämpchen wurde angezündet - und dann ging es los. Die Schächte hatten alle ... Nummern. Dieser Schacht "42", in dem ich meine Feuertaufe erhielt, ... war der schlechteste Schacht weit und breit.

Auf der Strecke stand überall Wasser. Ein Fehltritt von den Schienen herunter, auf denen die Kohlenloren geschoben wurden, und man war naß bis an die Knie. Aber auch an den ewigen Zustand der nassen Füße gewöhnte man sich. Im Schacht "42" hatte ich eine verhältnismäßig leichte Arbeit. Ich war dort Streckenhase, d.h. ich mußte die Kanäle säubern, damit sich das Wasser nicht zu sehr staute. Außerdem waren Holzabfälle und dergleichen mehr wegzuräumen.

Unsere Verpflegung bestand aus 3 Suppen am Tage, dreimal Kascha und 1.200 g Brot. Das Brot allein hat uns hochgehalten, deshalb sind auch viele, die nicht im Schacht arbeiteten und nur 500 g Brot am Tag erhielten, allmählich eingegangen. "Nie im Leben werde ich vergessen, wie gern ich trockenes Brot gegessen (habe)."

2 Monate arbeitete ich auf diesem Schacht (im Kohlenbergwerk). Da brach Typhus im Lager aus. Quarantäne wurde über uns verhängt, d.h. wir durften nicht zur Arbeit hinaus und erhielten jeden Tag eine scheußlich schmerzende Spritze. Außerdem wurden wir jeden 3. Tag entlaust. Läuse waren nun einmal unsere ständigen Freunde. Den ganzen lieben langen Tag haben wir unsere Köpfe und Kleider nachgesehen. Wenn die Kommission eine Laus entdeckte, dem wurden unweigerlich die Haare abgeschoren. Nicht nur meiner Sauberkeit, sondern vor

allem dem Umstand, daß ich Glück hatte, verdankte ich es, daß ich nie mein Haar verlor. ... Im Oktober wurden wir von der Ärztekommision zur Arbeit freigegeben. Unsere Gruppe war bedenklich kleiner geworden. So mußten wir nun auf die 5 Schächte der Umgebung verteilt werden. Meine neue Arbeitsstätte fand ich nun auf dem Schacht 43. Der Schacht war zwar moderner eingerichtet als ... (Schacht Nr. 42), stellte aber viel höhere Anforderungen an uns Arbeiter. Unser Schacht-Natschalnik (Aufseher) wußte, wie man die Menschen aussaugt. Er behandelte die Russen und uns Gefangene wohl gleich, aber beneidenswerte Geschöpfe waren wir alle nicht.

Nur der (Zwangsarbeiter) durfte aus dem finsternen Loch heraus, der seine Norm erfüllt hatte. So kam es vor, daß wir bis zu 16 Stunden unten hockten. Hatten wir unsere Arbeit mit letzter Kraftanstrengung geschafft, so durften wir nicht wie sonst üblich mit dem Fahrstuhl hinauffahren, sondern mußten die Leitern hochsteigen. (Es waren 138 m).

Damals waren wir oft der Verzweiflung nahe. Ausschlafen konnte man nie, und Hunger war ein Dauerzustand. Es war ja erklärlich, je mehr vom Körper verlangt wurde, um so mehr brauchte er auch. Geld bekamen wir nicht. Unsere Kleider fielen auseinander. Post von daheim hatte fast noch niemand erhalten. Die Lust zum Leben fehlte. Am 18. Dezember 1946 bekam ich von M. die erste Karte. Ich habe gebrüllt wie ein kleines Kind. So wartete doch noch jemand daheim auf mich. Jetzt hieß es, sich zusammennehmen. ...

Im Januar 1947 war es dann so weit, daß wir unsere Arbeit nicht mehr bewältigen konnten. Ich ... füllte damals die Kohlenwaggons und schob sie ein Stück auf die Strecke hinaus, ... wo der Elektrobuss sie abholte. Mir fehlte jegliche Kraft, und ich rechnete mir schon bald aus, wann mein Stündlein schlagen würde.

Man erteilte den Befehl, daß das Geld, welches wir verdienten, nicht mehr an die Offiziere unseres Lagers ausgezahlt würde, sondern daß jeder "Schachter" sein verdientes Geld auf die Hand ausbezahlt bekommen sollte. 140 Rubel gingen monatlich ... an das Lager ab. Die "herrliche Holzpritsche", der Strohsack, das Licht - ja, das konnte man doch nicht umsonst verlangen.

Durch die Bargeldauszahlung erhoffte man von russischer Seite eine Arbeitssteigerung. Es war dann auch wirklich so. Je mehr ich arbeitete, um so mehr verdiente ich und um so besser konnte ich essen. Leider verdienten wir den Russen aber bald zu viel, und so wurde der Tarif herabgesetzt. Brot, Kartoffeln, Butter, Fleisch - alles gab es ab 1947 im freien Einkauf. Brot und Kartoffeln waren für uns ... erschwinglich.

Ein Eimer Kartoffeln kostete 10 bis 15 Rubel und 1 kg Brot 3,30 Rubel. Wir brachten es in der ersten Zeit fertig, bis zu 3 kg Brot am Tag zu verzehren. Es kam überhaupt bei allem nicht auf die Qualität, sondern auf die Menge an.

Damals freundete ich mich mit Margot an. Alle meine bisherigen Freundinnen ... waren mir weggestorben. Seitdem ich mit Margot zusammen war, hob sich mein Lebensstandard. Wir wirtschafteten beide zusammen. ... Einer konnte immer einen Monat sorglos leben. Als wir uns ... ein wenig angefüttert hatten, fingen wir an, uns Blusen, ... einen Wollrock, Strümpfe und dgl. anzuschaffen. Man wollte ja nicht ewig der arme Lazarus bleiben.

Margot arbeitete als Begleiterin des Elektrobussfahrers, und ich war Grubenholzträger geworden. Zusammen mit einer Kameradin hatten wir das Holz heranzuschaffen, das die Bergleute zum Abstützen der Stollen benötigten. Das war oft sehr schwer. 2 1/2 m lange, dicke Stämme durch einen niedrigen 100 m und längeren Gang zu schleifen, der immer nur einen Meter hoch war, war nicht ganz einfach. ... Wurde die Arbeit ... nicht gut ausgeführt, so wurde das im Lager gemeldet. (Diese) Sabotage wurde dann mit Karzer (Arrest) bestraft.

Im Laufe der Zeit hatte ich mich an die Holzschlepperei (im Bergwerk) so gewöhnt, daß ich mir gar keine andere Arbeit wünschte, zumal der Verdienst nicht schlecht war. Ca. 500 Rubel bekam ich monatlich ausgezahlt. Ich hätte von dem Geld ganz gut leben können, doch ich bin sehr viel krank gewesen: Eine Lungenentzündung, Malaria und Quetschungen bei der Arbeit

brachten mich oft ins Lazarett. Während dieser Zeit bekam ich nie Geld und mußte von meinen Ersparnissen leben. Hätte meine Freundin Margot ... mich nicht so treu unterstützt, dann wäre es mir oft bitter ergangen. Bei längerer Krankheit bekam man zwar vom Lager etwas Verpflegung, doch das war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.

Am 21. Juli 1949 verunglückte ich zum letzten Mal im Schacht. Durch die Quetschungen zog ich mir eine Phlegmone (Zellgewebsentzündung) zu, die mich 5 Monate ans Bett fesselte.

Am 19. November 1949 war ich dann ... endlich heimatreif. Mit einem Soldatentransport ging es von Tscheljabinsk aus heim. Am 6. Dezember 1949 traf unser Transport in Friedland ein. Von dort aus trat ich die Fahrt durch die Krankenhäuser Göttingen, Bahlburg und Juist an. Anschließend verlebte ich 4 herrliche Wochen in Wangerooze. Überall wurde ich aufs Beste bedacht. Wie schön ist es doch, wieder frei und in der Heimat zu sein.<<

Internierung im März 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Ural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1945

Erlebnisbericht der Gertrud S. aus Willenberg, Kreis Marienburg in Westpreußen (x002/81-86): >>Selbst nachts hatten wir keine Ruhe, da sämtliche Türen offenbleiben mußten. Mit Taschenlampen und vorgehaltenen Pistolen drangen die Russen nachts zu uns hinein. Was die Polen bzw. Russen von unseren Sachen nicht mitgenommen hatten, wurde kurz und klein geschlagen. ... Dann mußten alle Deutschen bis 60 Jahre, die arbeitsfähig waren, unter Aufsicht eines russischen Leutnants Straßen ausbessern.

Am 23. März 1945 kam dann ein russischer Kommissar an die Arbeitsstelle, die ca. 200 Deutsche besetzten, und ich wurde mit vielen anderen Frauen und Mädchen gefangengenommen. Wie eine Herde Vieh trieb man uns im Eiltempo vor dem Pferdewagen des Kommissars her, der einen Polen als Dolmetscher und Kutscher hatte.

Nach einem Marsch von 3 Kilometern landeten wir im Dorf Hoppendorf, wo im Gasthaus das Lager eingerichtet war. Ein Kommissar verhörte uns dort mit Unterstützung einer polnischen Dolmetscherin. Das dauerte 3 Tage lang, da (wir) ca. 300 Gefangene waren. Dann folgte die zweite Vernehmung, immer zu 50 Personen bei 3 verschiedenen Kommissaren.

Man wurde bis ins kleinste Detail ausgefragt. Vor allem wollten sie alle dazu zwingen, die Mitgliedschaft in der Partei zu bekennen, wozu sie sogar NSV und Luftschutzbund rechneten, denen ich ja nur angehört hatte. Die Polin glaubte dies nicht, sie hatte bei meiner ersten Vernehmung noch Frauenwerk in meinen Fragebogen eingetragen.

Ein junger Kommissar, der ein großer Deutschenhasser war, während die älteren Kommissare menschlich waren, verhörte mich. Auf seine Frage: "Frauenwerk?", die ich verneinte, wurde er so ausfallend, daß er mich grün und blau schlug. Ich bekam etwa 15 Stockschläge über den linken Oberarm, Rücken und Oberschenkel.

Ich brach zusammen, mußte wie beim ersten Verhör den Bogen unterzeichnen und wurde von einem Posten auf den Bodenraum gebracht, wo ich dann völlig erschöpft und kraftlos von meiner Cousine Hilde E. gefunden wurde. ...

Am 3. April erreichten wir Graudenz. ... 120 km waren wir in 3 Tagen gegangen, zweimal (wurden wir) durchnäßt. Im Gefängnishof wurden wir aufgerufen und in Gruppen eingeteilt. Die Fenster der Festungsgebäude waren voller Köpfe, die unter den Neulingen nach Bekannten ausspähten. Ich wurde dort von allen Verwandten und Bekannten getrennt.

Im Kellergeschoß wurden wir dann in Zellen zu 20 Frauen eingesperrt und die Tür verschlossen. Eine Holzpritsche und ein eisernes Bettgestell war alles, was wir vorfanden. Das Fenster hatte auch keine Scheiben. Nach 3 Tagen gaben die Posten 6 Strohsäcke für uns aus, die wir auf dem Zementfußboden kauerten. Pro Kopf (erhielten wir) ein Pfund Brot und eine Schale Wassersuppe, die an langen Tischen auf dem Hof eingenommen wurde.

Jeden Tag sahen wir zum Tor neue Scharen von Gefangenen hineinkommen und wieder lange Reihen hinausmarschieren. Nach 2 Wochen (am 14. April) waren auch wir dran. Es ging zum

Bahnhof durch die zerstörte Stadt. Dort lud man uns in Viehwagen, immer zu 40 Personen, auf jeder Seite waren 2 Etagen. Ein winziges Fenster ließ mal etwas Luft herein, die Türen waren von außen verriegelt. Wir hatten sehr unter Schmutz, Durst und Ungeziefer zu leiden. In anderthalb Tagen gab es einmal eine Suppe, getrocknetes Brot, einen Eßlöffel Zucker und etwas Kaffee. Einmal hielt der Zug an einem kleineren Gewässer. Dort durften wir uns mal nach 3 Wochen waschen.

1.200 Frauen und 800 Männer kamen fast alle (2 Todesfälle) am 1. Mai lebend in Karpinsk, unserem Ziel im sibirischen Ural, an. Doch erst am Tage darauf durften wir den Wagen verlassen.

Der Weg zum Lager, etwa 3 km, führte über eine sumpfige Wiese. Im Lager wurden die Baracken zugeteilt. Ein Teil säuberte die Baracken, andere wurden schon vernommen. Das Gepäck wurde kontrolliert, und dann ging's vor den Lagerarzt und vorher zum Friseur. Wer Läuse hatte, wurde gleich rasiert. Ganz entblößt traten wir vor die Ärztin und den Kommandanten, die uns je nach Körperbeschaffenheit in Arbeitsgruppen einteilten. ...

Unsere Führer waren polnisch sprechende deutsche Männer, auch Frauen. Das Lager war früher ein russisches Straflager für russische Soldaten gewesen. Posten und Offiziere, auch die Ärztin, waren alles Vorbestrafte der Roten Armee. ...

Um 5.30 Uhr weckte uns eine Sirene, darauf holten die Rotten (80 Personen) nacheinander in Konservenbüchsen einen halben Liter Suppe und 200 g Brot ab. Um 7.00 Uhr begann die Arbeit. Die Gruppen I und II gingen zum Schacht, hoben tiefe Gräben aus, schleppten Bohlen zum Bahnsteig usw. Ich war aufgrund einer Operationsnarbe ... in Gruppe III. Wir mußten entweder Verpflegung vom Bahnhof abholen oder im Wald arbeiten.

Man lud uns 8 große Brote in den Sack oder 40 Pfund Nahrungsmittel. Zu viert gingen wir in Reih und Glied über die sumpfigen Wiesen. Oft holten wir auch Bretter vom Sägewerk. 3 Bretter, 5 m lang, übereinander, trugen je 2 Frauen auf den Schultern.

Machten wir schlapp, dann halfen erst Kolbenschläge, ehe wir eine 3. Frau zur Hilfe bekamen. 4 Posten bewachten eine Gruppe. Aus dem Wald holten wir zu zweit Baumstämme. Mitunter mußten wir den 2 1/2 km langen Weg dreimal bewältigen. In der Gruppe IV waren Schwache und Kränkliche, die säuberten Baracken, nähten fürs Lazarett usw.

Jeden Abend war Zählung. Wir hatten täglich 8 bis 10 Tote, im Kohlengrubenlager sogar 15 bis 25 Tote. Nachts ... wurden die entblößten Leichen in ein Massengrab im Wald gebracht.

An allen 4 Ecken des Lagerzaunes waren Postentürme mit großen Scheinwerferlampen, die die ganze Nacht brannten. ...

An den Sonntagen war unsere Arbeitszeit etwas kürzer (bis 5.00 Uhr nachmittags). Danach fanden sich die gläubigen Christen ... um 18.00 Uhr zur gemeinsamen Andacht in einer unserer Baracken zusammen. Dabei überraschte uns einmal ein Kommissar. Mit den Worten, "das wird Euch auch nicht helfen", verließ er uns mit der Dolmetscherin.

Unendliche Torffelder lagen ringsherum. Die Pressen liefen Tag und Nacht. 4 km Weg hatten wir bis zur Arbeitsstätte (zu gehen). Auch bei Regen wurde gearbeitet. ... 14 Stunden Arbeitszeit waren kaum erträglich.

Vor 22.00 Uhr kamen wir nie vom Abendessen in die Baracke. ... Wir bekamen ... 600 g Brot am Tag, ... dazu nur sehr dünne Suppen, meistens war es Kartoffelwasser mit geschnittenen Kohlblättchen oder mit roten Rübenschaln und einigen Nudeln. Mittags gab's dann noch etwa 3 Eßlöffel Kascha (dicke Hirse oder Grütze, darauf lag eine kurze Zeitlang etwa ein Teelöffel geräuchertes Ziegenfleisch). ...

Wir blieben auf dem Felde, bis wir den Torf nicht mehr von der Erde unterscheiden konnten. ... Die Luft ... war ... infolge des Nebels sehr ungesund. So kam es, daß ich schon nach 3 Wochen Gelenkrheuma in Knien und Füßen verspürte. ... (Unsere Lagerärztin schrieb mich schließlich arbeitsunfähig). ...

Unsere Arbeitskameraden sahen uns tränenden Auges nach, als wir durchs Lagertor hinaus-

gingen. Im Waggon, zu 30 Personen kauern, warteten wir noch 6 Tage bei Selbstverpflegung, bis wir endlich an einen Militärtransportzug angehängt wurden. Man hatte uns pro Kopf 5 Pfund kleine angefrorene Kartoffeln, etwas Mehl, getrocknetes Brot und etwas Zucker verabfolgt. Trotz des schon fußhohen Schnees suchten wir draußen nach Holz, um uns mittels Steinen eine Feuerstelle zu machen, wo wir uns in unseren Konservendosen nach und nach eine Wassermehlsuppe kochten.

Am 10. Oktober ging die Fahrt nachts ... bis zur Hauptstadt Swerdlowsk (Ural). ... Bis Königsberg waren breite Gleise, nun kamen wir in Wagen auf Schmalspur. ... In Preußisch Eylau übernahm polnisches Bahnpersonal unseren Zug. ... Allein die Fahrt durch Ostpreußen dauerte 14 Tage. Öfter sind Leute, die ausgestiegen waren, um Wasser zu holen, nicht mitgekommen, da uns weder Aufenthalt noch Abfahrt angesagt wurde. Wir trafen Transporte mit Deutschen, die schon wieder nach Rußland gingen.

Unsere Verpflegung während der ganzen 6 Wochen bestand aus Rübenschnittsuppe mit Grütze und schlechtem Öl. ... (Ferner erhielten wir) getrocknetes Brot und jeden dritten Tag einen Salzhering. Im Waggon hatten wir einen kleinen eisernen Ofen, für den wir auf den Bahnhöfen nach Holz und Kohlen suchen mußten. Dabei sahen wir öfter unbestattete Leichen von Soldaten, die wohl von früheren Transporten stammten.

Ich konnte nichts mehr essen, Darm und Magen waren zu sehr angegriffen, dazu schmerzten meine Gelenke ganz furchtbar. Ich sah mein Ende schon nahen. Da erreichten wir endlich am 20. November unser Ziel: Frankfurt/Oder. ... Mit Hilfe von 2 Frauen wurde ich zum Lastauto gebracht, das die Schwächsten zur Kaserne brachte.

Außer mir und etwa 10 Soldaten waren noch Frauen bzw. Mädels mit ihren Kindern, die unterwegs das Licht der Welt erblickt hatten, zur Fahrt bestimmt. Die übrigen gingen zu Fuß in das Lager. Deutsche Sanitäter betreuten uns. Wir durften unter die Brause, während die Kleider entlaust wurden. Am nächsten Tag brachte man uns ins Übergangslazarett. Dort lagen wir auf dem Fußboden auf Stroh ohne Decken. Rechts und links von mir starben die armen Verschleppungsopfer. ...

Nach Aufbietung aller Kräfte durfte ich weiter nach Berlin, das wir in 7 Stunden Bahnfahrt erreichten. ... Im Flüchtlingslager am Schlesischen Bahnhof wurden wir untersucht. Ich fand Aufnahme im Lager Neukölln. Der Lagerarzt verordnete die Aufnahme in einem Krankenhaus. 2 Tage schleppte ich mich in der Stadt (Berlin) von Krankenhaus zu Krankenhaus.

Erst am 1. Dezember gelang es mir, in Berlin-Wilmersdorf Aufnahme zu finden. Dort wurde nach gründlicher Untersuchung Herzmuskelschwäche, Herzwasser, Bronchitis, Gelenkrheuma, Skorbut, Ruhrverdacht und Nervenentzündung festgestellt. ... Ich wog bei der Aufnahme nur noch 39 kg. ...<<

Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Ural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis September 1946

Erlebnisbericht des E. P. aus Christburg, Kreis Stuhm in Westpreußen (x002/87-88): >>Einmal am Tage wurden wir in einen Garten gejagt, um unsere Notdurft zu verrichten. Essen und Trinken gab es nicht. Dann gingen die Vernehmungen los. Eine Dolmetscherin fragte uns aus. Diejenigen, die gleich zugaben, bei der Partei gewesen zu sein, kamen ohne Hiebe davon. Diejenigen, die es verneinten, wurden solange geprügelt, bis sie es zugaben. Gegen Abend wurden wir unter schwerster Bewachung zur Husarenkaserne gebracht. Dort trafen wir schon ca. 30.000 Leidensgefährten.

Am nächsten Tag gab es Brot und eine fette Suppe. Ca. 1.000 Männer und Frauen wurden zusammengestellt. Es ging über Danzig, Mewe nach Graudenz. 3 Tage wurde marschiert, alle 10 Schritt ein Russe zur Bewachung. In der Nacht wurden wir in Scheunen und Ställen untergebracht. Als wir in Graudenz über die Weichsel gingen, sprangen 5 jüngere Leute in die Weichsel. Die Russen schossen so lange, bis sie untergingen. Wer auf dem Marsch nach

Graudenz liegenblieb, wurde erschossen.

In Graudenz angekommen, wurden wir von den Polen beschimpft und mit Steinen beworfen. In Graudenz kamen wir ins Zuchthaus, je 10 Mann in eine Zelle. Bewachungspersonal waren Polen, die uns das Letzte fortnahmen. In Graudenz blieben wir 8 Tage. Wir wurden geschoren und entlaust, 2.400 Mann abgezählt und (zur Fahrt) nach dem Ural verladen. Ich kam mit 90 Mann in einen Waggon, kleinere Waggonen wurden mit 45 Mann belegt.

In Moskau konnten wir zum ersten Mal den Waggon zur Entlausung verlassen. Am nächsten Tag ging es weiter. Das Essen war sehr schlecht. Es gab 125 g Trockenbrot und ¼ l Suppe, die wir aber nur selten bekamen. Durch den großen Hunger stürzten sich alle auf den Suppenkessel, so daß meistens alles vergossen wurde.

Als wir nach 24 Tagen im Ural ankamen, waren 12 Mann verhungert und verdurstet. Alle waren wir so schwach, wir konnten kaum auf den Beinen stehen.

Unser Lager (Kimpersay) bestand aus 5 Lehmbaracken, je 40 m lang, 7 m breit. Meilenweit (sah man) keinen Baum noch Strauch, nur Steppe. Wanzen und Flöhe (gab es dort) zu Hunderttausenden. Wir lagen wie die Heringe, je 400 Personen, in einer Baracke ohne Strohsäcke, die gab es erst im Oktober. Decken gab es keine. Nach 6 Tagen wurden wir zur Arbeit eingesetzt. Bis dahin wurden wir registriert und nach russischer Art untersucht. Die jüngeren Verschleppten kamen zum Bahnbau, die anderen zum Verladen von Nickelerde.

Ende Mai fing das große Sterben an: Ruhr, Typhus, Fleckfieber. Täglich verstarben 12 bis 28 Menschen. 2 deutsche Stabsärzte wurden herangezogen, aber ohne Medikamente konnten sie auch nicht helfen. Die Toten wurden ohne Registrierung splitterackt vergraben.

Bis Oktober waren 60 % verstorben. Im Frauenlager, das neben unserem lag, starben von 800 Frauen 200.

Unserem Lager waren 2 Majore zugeteilt. Der ältere Major übernahm die Verpflegung- und Arbeitsabteilung, während der jüngere Major ... für Drill und Sport zuständig war. ... Er schlug sofort mit der Reitpeitsche zu, wenn ein Befehl nicht befolgt wurde. Die Verpflegung war sehr schlecht. Die russischen Offiziere verschoben alles.

Der alte Major ließ jede Woche die Baracken ausplündern, Trauringe, Anzüge, gute Koffer usw. Dafür kaufte er 36 Kühe und 60 Schafe. Die wurden im Lager zwar geschlachtet, aber danach auf dem Schwarzen Markt abgesetzt. Wir Gefangenen bekamen nichts. Kuhhirt war Kreistierarzt S. aus Stuhm. ...

Im Mai 1946 wurden die Kranken, die für schwere Bahnbauarbeiten nicht mehr geeignet waren, in Industriebetriebe abgeschoben. Ich kam nach Orsk. Dort waren etwa 4.000 Menschen in riesigen Rüstungswerken eingesetzt. Es wurde nicht gefragt, ob wir noch arbeiten konnten. Wir wurden einem Werk zugeteilt, mußten 8 Stunden arbeiten, dann noch 3 bis 5 Stunden Waggonen ausladen, so daß wir täglich 10 bis 13 Stunden arbeiten mußten.

(Anschließend war) ... Lagerdienst, der um 23.00 Uhr mit dem Appell beendet wurde. Geld bekamen wir selten. Ich erhielt einmal 38 Rubel. Alles ging für Verpflegung, Lageraufenthalt und Kleidung drauf. ...

Im September 1946 war ich soweit, daß ich keine Arbeit mehr verrichten konnte. Durch den ewigen Hunger und die Anstrengungen hatte sich in meinem Körper Wasser gebildet. Die letzten Wochen habe ich nur noch im Lazarett verbracht. Der russische Arzt sagte: "P. ganz kaputt, muß nach Hause. Beim nächsten Transport wurde ich mit Hunderten, denen es gesundheitlich nicht besser ging, (zur Fahrt in) die Heimat verladen. Wir waren auf der Rückkehr 28 Tage unterwegs. ...<<

Internierung in Danzig-Langfuhr im März 1945, Zwangsarbeit im Ural bis September 1949

Erlebnisbericht des H. H. aus dem Kreis Stuhm in Westpreußen (x002/88-90): >>Ende März 1945 wurde ich in Danzig-Langfuhr als Zivilist verhaftet ... und in das Gefängnis "Schieß-

stange" in Danzig eingeliefert.

Der Lagerführer in Zoppot war ein deutscher Kommunist, der zur Nazizeit Insasse des Straflagers Stutthof war und sich jetzt unter dem Schutz der Russen an uns rächen wollte. ... Er sollte nach seinen mehrfachen Äußerungen Bürgermeister von Zoppot werden, was ihm jedoch nicht gelang, denn er soll zum Dank für seine Spitzeldienste später nach Rußland geschickt worden sein. – Seine rechte Hand war ein junger Pole, der seinen Knüppel ständig bei sich führte, von dem er zur beschleunigten Ausführung seiner Befehle des öfteren Gebrauch machte.

In einer Nacht sperrte man einen Teil von uns in einen Kartoffelkeller, der noch zur Hälfte mit Kartoffeln gefüllt war. Nach kurzer Zeit wurde uns wegen der totalen Überfüllung die Luft knapp, und wir drohten zu ersticken. Wir schrien um Hilfe. Nach geraumer Zeit wurde ein Fenster geöffnet. ...

Im Lager Kimpersay (Nickelerzgrube) hatten wir in den ersten beiden Jahren 45/46 ca. 60 % an Toten, wonach nach meiner Schätzung ein Viertel Frauen waren. Letztere haben, trotzdem sie dieselbe Arbeit wie die Männer zu verrichten hatten, die Verbannung weit besser überstanden.

Die Ernährung war in den ganzen Jahren vollkommen unzureichend und schlecht. Sie bestand aus 400 bis 1.000 g Brot, je nach Art und Leistung. Morgens, mittags und abends (gab es) eine ganz dünne Kohl- oder Tomatensuppe, außerdem mittags eine kleine Kelle Kascha (Hirsebrei). An "Besichtigungstagen" war das Essen einigermaßen zufriedenstellend!

... Alle 2 bis 3 Wochen fand eine ärztliche Untersuchung statt. ... Der Faltenschlag des Gesäßes war entscheidend, ob man arbeitsfähig war oder nicht. Die in Kimpersay verstorbenen Frauen und Männer wurden täglich in einem kleinen Erdkeller übereinander aufgeschichtet und nachts auf einem in der Steppe angelegten Platz einzeln ohne Kleider bestattet. Später wurde ein Zaun mit glattem Draht gezogen und die Gräber mit Nummernschildern aus Blech versehen. Es hat im Lager auch Totenlisten gegeben, doch sollen diese, wie mir von russischer Seite gesagt wurde, 1947 vernichtet worden sein.

Unterernährung, Ruhr, Flecktyphus und Gesichtsrose brachten uns die meisten Verluste. Die sanitären Verhältnisse waren in den ersten beiden Jahren (1945 und 1946) sehr schlecht, da es an Medikamenten, Verbandszeug usw. mangelte. Das Krankenrevier war überbelegt, die Betten und Wäsche waren ... verschmutzt. Soweit die Behandlung in Händen von deutschen Ärzten lag, taten diese alles, was in ihren Kräften lag.

Bis Anfang des Jahres 1947 lagen wir auf kahlen Bretterpritschen, die in einer Reihe, ohne Zwischenräume, ca. 80 Mann Platz boten. Ohne jegliche Decken, in unseren Kleidern, mit dem Mantel zugedeckt, falls man noch einen hatte, schliefen wir dort. Die Arbeiten in der Grube, der Nickelfabrik und den dazugehörigen Kolchosen waren sehr schwer. Die Arbeitsnormen waren von den mangelhaft ernährten Menschen selten zu erfüllen. Wurden 100 % Arbeitsnorm nicht erreicht, folgte als Strafe eine verringerte Brotration. ...

Unser Lager umfaßte im Juni 1945 ca. 1.800 Frauen und Männer von 15 bis 65 Jahren. Von der Gesamtzahl sind ca. 60 % tot, und laut Meldung der ... im September 1949 Heimgekehrten wurden ... noch 3 Kameraden zurückgehalten und zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurteilt. ... (Sie) waren sich einer schuldhaften Handlung nicht bewußt!<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Danzig, Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Südural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis Juli 1948

Erlebnisbericht der Schneiderin Anna S. aus dem Kreis Karthaus in Westpreußen (x002/90-103): >>Am 27. März marschierten die Russen in Danzig ein. Tagelang vorher war die Stadt ein einziges Flammenmeer, tagelang krachten Bomben und Granaten über uns, und tagelang hatten wir in den Luftschutzkellern zugebracht mit der Angst vor der Zukunft im Herzen.

Russische Lautsprecher, die auf den Wällen der Stadt aufgestellt waren, forderten die Bürger Danzigs auf, sich zu ergeben. Es wurde ihnen Freiheit und Sicherheit garantiert, die schönsten ... Walzer begleiteten diese Aufforderung, doch wir glaubten nicht daran und bereiteten uns auf das Schlimmste vor. ... Die in Danzig kämpfenden deutschen Soldaten gingen demselben Schicksal entgegen wie wir, entweder sterben oder Gefangenschaft. Viele Männer und Frauen begingen Selbstmord, um nicht den Russen in die Hände zu fallen.

In den Morgenstunden ... hörte der Beschuß langsam auf. In der darauffolgenden Stille hörten wir die russischen Panzer einrollen und das erste "Urra" der einmarschierenden Russen. Kurz darauf polterten Soldatenstiefel die Kellertreppe herunter. Die ersten Russen standen vor uns, und das erste Wort, das wir von ihnen hörten, war "Urr", "Urr". ... Nach 5 Minuten kamen die nächsten 2, und so ging es fort, bis wir keinen Schmuck mehr hatten, und der Inhalt unserer Koffer um und um gewühlt war. Zwischendurch hörten wir Frauen schreien ...

Plötzlich erschien ein russischer Offizier und forderte uns in gebrochenem Deutsch auf, sofort den Keller zu verlassen. In Hast ergriffen wir nun unsere durchwühlten Koffer und Rucksäcke und stürzten auf den Hof des Hauses, der voller Geschütze und Soldaten war.

Ringsherum brannten die Häuser. Geschosse schlugen ein, deutsche Tiefflieger griffen an, verwundete Menschen und Pferde schrien, und in diesem Durcheinander suchten wir einen Weg ins Freie.

An brennenden Häusern vorbei, an russischen Panzern, Geschützen und Soldaten, die uns ... in die Häuser schleppen wollten, bahnten wir uns mit Todesverachtung einen Weg. Als wir ein Ende gegangen waren, wurde es auch freier, aber "o Schreck", an der Straße standen russische Posten, die unser Gepäck plünderten. Als sie alles, was ihnen gefiel, weggenommen hatten, konnten wir weitergehen.

Aber wir kamen nicht weit. Ein Ende weiter stand ein größerer Trupp Russen. ... 2 Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr führten uns, 7 Deutsche, in ein nahegelegenes Gehöft, in dem sich schon eine größere Zahl deutscher Männer und Frauen befand. ... Im Laufe des Nachmittags kamen immer mehr Gefangene dazu. Die Posten bewachten uns. Wir verängstigten Menschlein saßen dort und warteten nun der Dinge, die da kommen sollten.

In der Nacht stiegen die ersten Verhöre vor den Kommissaren. Es wurde nach Parteizugehörigkeit, Beruf, Alter usw. gefragt. Ein ukrainischer Dolmetscher übersetzte. ...

In Danzig-Langfuhr wurden wir in den Ställen der ehemaligen Reiterkaserne Hochstraße untergebracht. Wieder (begannen die) Verhöre, einzelne wurden namentlich aufgerufen. Sie gingen mit dem Posten hinaus, wir hörten Schüsse und sie kamen nicht wieder. Wir nahmen an, daß Polen diese Deutschen verraten hatten.

Karfreitag 1945 ist mir ganz besonders in Erinnerung geblieben. Ungefähr 400 Frauen standen und lagen auf engstem Raum und kahlem Zementfußboden, wie ihn die Pferde verlassen hatten. Durch die scheibenlosen Fenster drang Zug und Kälte. Durst quälte uns, wir bekamen nichts zu trinken und zu essen. Die Mütter weinten um ihre Kinder, von denen man sie gerissen hatte. Wir waren sehr verzweifelt und in unserer großen Not sangen wir die Lieder: "Herre, meine Seele ...", "Aus tiefer Not schrei ich zu Dir ..." und "Ich bete an die Macht der Liebe ...". Noch nie hatte mich ein Gesang so ergriffen wie diese Lieder.

Sogar die Russen stellten sich vor die Tür und lauschten. Uns allen war klar, daß auch unsere Leidenszeit begonnen hatte. Ich äußerte einige ängstliche Worte zu meiner Schwester, die tröstete mich aber und sagte: "Wir haben Gott nicht verlassen, und er wird uns auch nicht verlassen." Und diese Worte gaben mir auch später in schwerster Zeit immer Trost und Kraft.

In aller Frühe wurden alle Frauen auf den Hof getrieben, nach den Protokollen aufgerufen und für den Marsch nach Graudenz fertiggemacht. Bei dieser Gelegenheit kamen meine Schwester und ich auseinander. Wir konnten uns nicht einmal zum Abschied die Hand reichen. Ich bat den Posten, mich doch zu meiner Schwester zu lassen, er hatte nur einen Fluch dafür.

Wir aufgerufenen Männer und Frauen, es waren ungefähr 500, kamen in einen anderen Stall,

wo wir mehr Platz hatten, der aber noch schmutziger war als der erste Stall. So gut es ging, machte sich jeder einen Platz sauber, um sich hinzulegen, und so verbrachten wir die letzte Nacht in Danzig.

Am Morgen (mußte) alles raus (und sich) zu viert aufstellen. Wir wurden gezählt. Ein Mädchen hatte sich über Nacht vergiftet. Nachdem wir etwas zu essen bekommen hatten, begann unser Leidensweg nach dem 130 km entfernt liegenden Graudenz. Auf unserem Wege begegneten uns alte, verstörte Menschen, ihre gerettete Habe mühsam tragend.

Ein Bild werde ich nie vergessen, das sich uns beim Durchmarschieren eines Danziger Vorortes bot. Auf einem Friedhof hatte man die Einwohner eines Stadtteiles getrieben. Dort standen nun Frauen mit Kindern, Greise und Kranke mit ihren Bündeln zwischen den Gräbern, Wind und Wetter ausgesetzt; denn Anfang April herrschte bei uns noch ziemlich kühles Wetter. Wie ich später hörte, sollen sie dort noch tagelang gelegen haben, weil sie nicht in ihre Wohnungen durften. Vor den Häusern lag sämtlicher Hausrat, und hin und wieder sah man einen verstörten Mann oder eine Frau über die Straße laufen.

Unseren Trupp begleiteten ungefähr 20 schwerbewaffnete Posten. Jeden Tag mußten wir 30 km marschieren. Dann übernachteten wir irgendwo in einem Kuh- oder Schafstall. Einmal täglich gab es eine Wassersuppe, ... nur einen halben Liter.

Das Schlimmste war der Durst. Wir tranken aus jeder Pfütze, an die wir nur herankamen. Kein Wunder, wenn sich die Ruhr stark ausbreitete. Nur alle 10 km durften wir zehn Minuten ausruhen. Ein junges Mädchen sprang von einer Brücke ins Wasser, die Posten schossen wie wild hinterher, ich sah sie untergehen. ...

Am vierten Tage konnten wir kaum noch vorwärts, der Durst war so quälend, wir waren so müde. - Manche hatten sich die Füße wundgelaufen und sie mit Lumpen umwickelt. ... Durch seelische Aufregung und Strapazen waren wir um Jahre gealtert. ... Am vierten Tag kamen wir völlig erschöpft in Graudenz an. ... Es war furchtbar, überall lagen Kranke und Sterbende herum. Kein Mensch kümmerte sich um sie. ...

Ich selbst kam mit noch 14 anderen Frauen in eine kleine dunkle Zelle im Keller. Wir setzten uns auf den kalten, feuchten Zementfußboden, und im Flüsterton wurde nach dem Namen und Wohnort gefragt. Wir kamen aus Ostpreußen, Westpreußen und Pommern.

Eine Sterbende hatten wir in unserer Zelle und eine Frau, deren Arm durch Schläge gebrochen war. Zweimal am Tag wurden wir in den Hof geführt. Wir mußten uns zu vieren aufstellen, die Hände auf dem Rücken zusammennehmen, und so wurden wir zum Essen und zur Toilette geführt.

Das Essen bestand aus einem Liter Wassersuppe, in der Hafer, Gerste, einige Kartoffelstückchen und Sand waren. Außerdem schmeckte es nach Autoöl. Die Toilette bestand aus einem langen, tiefen Graben, über den in Abständen Bretter gelegt waren. Wer nicht aufpaßte, trat auch mal daneben und fiel in die Grube. Neben dieser Toilette war gleich der Friedhof. Am Tage wurden tiefe Gruben ausgehoben. In der Nacht wurden dort die Toten verscharrt.

Endlich durften wir auch baden. ... Wir waren ... entrüstet, als wir sahen, daß sämtliches Badepersonal russische Männer waren. Jeder Russe, der nackte Frauen sehen wollte, kam ins Badehaus. Während des Badens wurden nebenan unsere Kleider entlaust, denn Läuse hatten wir schon reichlich. Von den Russen wurden wir aber nicht mehr belästigt.

Nach 10 Tagen (Haft) wurden wir zum Güterbahnhof befördert, wo schmutzige und dunkle Viehwagen für uns bereitstanden. Zu 40 bis 50 Frauen kamen wir in einen Waggon, in den durch ein kleines vergittertes Fensterchen etwas Licht hereinfiel. ... Das letzte Schöne, das ich von der Heimat sah, war ein blühender "Frühkirschbaum".

18 Tage dauerte die Fahrt. Tag und Nacht raste der Zug mit seiner Menschenfracht dem Osten entgegen.

In Moskau wurden wir gebadet und entlaust, gute Kleidungsstücke wurden uns von Badefrauen abgenommen. Es ging weiter.

Der Durst quälte uns, besonders die Kranken. Einmal täglich gab es eine Rübenschnittzelsuppe, 3 Päckchen Knäckebrot und einen gehäuften Teelöffel Zucker. Die Stimmung sank immer tiefer, die Gedanken eilten in die Vergangenheit und beschäftigten sich mit der Zukunft. Die Nächte wurden immer kälter, und eines Tages sahen wir beim Öffnen des Waggons Schnee. Schrecken bei allen, als von Sibirien gesprochen wurde. Es dauerte aber noch fünf Tage, bis wir an unseren Bestimmungsort kamen, und wir waren wirklich in Sibirien, wenn auch im westlichen Teil.

Beim Ausladen gingen die meisten von uns in die Knie, so schwach waren wir schon. Die Kranken wurden von den Stärkeren getragen, und so wankte dieser Leidenszug die kurze Strecke ins Lager. Auf der Fahrt waren schon 200 Männer und Frauen gestorben, und nun ging das Sterben erst an.

Die Baracken, in die wir gebracht wurden, starrten vor Schmutz und Ungeziefer. Ganze Wanzencharen stürzten sich auf uns. Wir vernichteten das Ungeziefer, soviel wir konnten. Wir lagen auf kahlen Brettern so dicht nebeneinander, daß, wenn wir uns umdrehen wollten, wir die Nachbarn rechts und links wecken mußten, damit wir uns gleichzeitig umdrehen.

Die Kranken lagen auch zwischen uns, stöhnten und phantasierten. Keiner von uns lachte mal oder machte einen Scherz. Endlich wurden die Kranken in ein Spital gebracht. Das Spital war ein großer leerer Raum. Die Kranken mußten ihren Liegeplatz mit einem Handtuch oder Lappen säubern. Wer noch eine Decke hatte, war glücklich, die konnte er auf den Fußboden legen oder sich damit zudecken.

Im Lager waren 640 Frauen und 1.760 Männer. Es gab fast kein Wasser. Ein Kamel holte es aus einem drei Kilometer entfernt gelegenen Dorf.

Wir konnten uns wochenlang nicht waschen. Dann legten deutsche Gefangene eine Wasserleitung, und wir hatten endlich Wasser. Eine russische Ärztin, die von uns wegen ihrer Güte und Hilfsbereitschaft sehr geschätzt wurde, betreute unser Lager. Wenn ihr auch weder Medikamente noch Instrumente zur Verfügung standen, so sorgte sie doch dafür, daß die Kranken Pritschen, Strohsäcke, bessere Verpflegung und Pflegepersonal bekamen.

Es wüteten Typhus und Ruhr, der Tod hielt reiche Ernte, und zu den meisten kam er nicht als Schrecken, sondern als Erlöser. Die Toten wurden in einen Keller gebracht. ... Nachts zog dann unser Kamel mit demselben Wagen, auf dem es am Tage unser Brot geholt hatte, die Toten ... in die Steppe zu den ausgehobenen Massengräbern. ... Kein Baum, kein Strauch stand an den Gräbern, ja nicht einmal ein Vogel sang den stillen Schläfern ein Lied, nur der Steppenwind heulte über den Gräbern.

Auch die Lebenden hatten totenhafte Gesichter. Einseitige Ernährung und ungewohntes Klima machten uns stark zu schaffen. In den ersten Wochen gab es täglich dreimal ungeschälte Hirse, in Wasser mit etwas Fett gekocht, dazu 800 g Brot. Das Brot war ungenießbar, sauer, bitter und naß. Es war aus Weizen-, Hafer- und Gerstenmehl gebacken, Spreu wurde auch ... vermahlen. Bald hatten wir blutendes Zahnfleisch und die Gaumen wurden wund, so daß wir mit Recht sagen konnten: Wir aßen unser Brot mit Tränen.

Unser Lager, ein großes, viereckiges Gelände, war mit einem 2 m hohen Stacheldrahtzaun umgeben. ... Vor diesem Zaun gab es noch einen kleinen Stacheldrahtzaun, in dessen Nähe wir nicht gehen durften. In jeder Ecke außerhalb des Zaunes stand ein Wachturm, der Tag und Nacht mit Posten besetzt war. Außerdem erhellten nachts Scheinwerfer das ganze Lager.

Das Frauen- und Männerlager war durch einen Stacheldrahtzaun getrennt. Küche, Badehaus und Ambulanz lagen im Männerlager. Ein Posten bewachte das Tor. In der Baracke lagen dichtgedrängt 120 bis 140 Frauen. Es lag die Studienrätin neben der Fabrikarbeiterin, die Bäuerin neben der Frau aus der Stadt. Uns alle verband das gleiche Schicksal. Wir freuten uns, wenn wir unter den Barackeninsassen ein bekanntes Gesicht entdeckten.

In den ersten 3 Wochen unserer Quarantänezeit wurden wir nur mit leichter Arbeit, wie Baracken- und Pritschenscheuern und dem Fegen des Hofes und der Wege beschäftigt. Jeden

Morgen und Abend gab es Appell wie bei den Soldaten. Offiziere, alles Strafversetzte, brachten uns den militärischen Schliff bei. Das ging manchmal stundenlang. Regnete es gerade um diese Zeit, machten die Offiziere sich ein Vergnügen daraus, uns besonders lange stehen zu lassen; manchmal wurde es schon Nacht. ...

Nach 3 Wochen hieß es: "Morgen ist Kommissionierung!" (österreichisch: Überprüfung) ... Wir mußten barackenweise zur Ambulanz. In einem kleinen Raum mußten wir uns nackt ausziehen und einzeln in das sogenannte Sprechzimmer gehen. Beim Öffnen der Tür sahen wir, daß der ganze Raum voller Offiziere war. Es gab deswegen unter uns wieder Aufregung und Tränen, aber es half nichts, wir mußten nackt hinein.

Gott sei Dank, saß unsere gute russische Ärztin da, außer ihr waren noch 5 oder 6 Offiziere anwesend. Die Offiziere machten sich über unsere schamroten Gesichter und über unsere durch starke Abmagerung entstellten Figuren lustig. Einige kniffen in unsere Arme und Beine, um die Festigkeit des Fleisches festzustellen.

Dieses wiederholte sich alle 3 Monate. Es gab 3 Arbeitsgruppen ... und die OK-Gruppe, das waren Schwache und Dystrophiker. Die Schwachen bekamen etwas bessere Verpflegung und durften nur ganz leichte Lagerarbeiten machen.

In den ersten Junitagen wurden wir zur Arbeit an einer Eisenbahnstrecke eingesetzt, die ungefähr 25 bis 30 km von unserem Lager entfernt war und 2 Nickelbergwerke verbinden sollte. Wir Frauen mußten Dämme aufwerfen, die Männer Schwellen und Schienen legen. ... Nun hieß es graben und die Erde auf den Damm werfen. Vertriebene Deutsche aus der Ukraine waren unsere Vorarbeiter. Sie waren gut zu uns, wir waren Schicksalsgefährten. Bald hatten wir große Blasen an den Händen. ... Die Hitze war unerträglich. Alle 2 Stunden gab es eine Ruhepause von 10 Minuten.

Um die Mittagszeit kam ein Lastauto und brachte uns die dünne Wassersuppe. Wir konnten unseren Hunger stillen und uns etwas ausruhen. Dann ging es weiter. Die schmerzenden Hände konnten den Spatenstiel kaum halten, aber es winkte der Feierabend. Unsere Bewacher sorgten dafür, daß wir pünktlich mit der Arbeit aufhörten. Müde, mit schmerzenden Gliedern, kamen wir im Lager an und konnten nur unseren Herrgott um Kraft für den nächsten Tag bitten. ...

6 Wochen (mußten wir) täglich ... arbeiten, essen, schlafen. Wir wurden stumpf, ergaben uns in unser Schicksal und verhielten uns wie eine Herde Arbeitstiere. Der Sonntag, war arbeitsfrei. Der Sonntag, der zu Hause der schönste Tag der Woche war, wurde auch hier zum schönsten Wochentag. Wir konnten uns ausruhen, unsere Sachen in Ordnung bringen, uns über die Angehörigen und die Heimat unterhalten, die für uns alle verbrannt, verwüstet und verloren war.

Eine Parole breitete sich im Lager aus - "es geht nach Hause". Alle faßten wieder neuen Mut und Hoffnung. Es wurde auch ein Transport zusammengestellt, aber (dieser Transport bestand) nur aus alten Männern und Frauen, Schwachen und Kranken, die kaum gehen konnten. Es wurde sehr schwer, von diesen Leidensgenossen Abschied zu nehmen. ... Es gab Tränen auf beiden Seiten. Unsere Wünsche begleiteten sie.

Ich kam Mitte August, nachdem ich mich wieder etwas erholt hatte, mit 30 anderen Frauen auf eine Kolchose, die etwa 35 km von unserem Lager entfernt war. Ein Lastauto brachte uns dort hin. Der russische Fahrer fuhr ... im rasenden Tempo über Stock und Stein, über Berge und durch Täler. Wir hatten bereits den Tod vor Augen, denn das Gelände war sehr bergig.

Nachts froren wir jämmerlich in unseren durchlöchernten Zelten. Wir lebten dort nicht hinter Stacheldraht und hatten nur einen Posten, der sich nur wenig um uns kümmerte. Wir bekamen auch bessere Verpflegung, konnten auf den Feldern Gemüse essen, aber wir mußten manchmal auch bis zu 16 Stunden arbeiten, auch am Sonntag. In der ganzen Zeit hatten wir uns nicht gründlich waschen können. Der Weg vom Feld zum Zelt war weit, und es war dunkel, ehe wir ankamen. Alle hatten Kopf- und Kleiderläuse.

Wir bestanden darauf, uns einen Sonntag freizugeben, damit wir in dem kleinen Dorf baden und unsere Kleider und Decken entlausen lassen konnten. Der Bade- und Entlausungs-ofen wurde von einer Russin mit Stroh geheizt. Entweder war der Ofen nur mäßig warm, so daß sich die Läuse noch schneller vermehrten oder er war so heiß, daß der Inhalt des Entlausungs-ofens in Flammen aufging. ...

1946 brach an. Ob es wohl die Heimreise bringen würde? Nichts sprach dafür. Wir ... saßen eingeschneit in der Kolchose, hatten auch keine Verbindung zum Lager, das 50 km entfernt lag. Durchfahrende Russen erzählten uns, im Lager wäre ein Unglück passiert. Eine Lokomotive wäre entgleist. ... Durch das übliche wahnsinnige Tempo der Kraftfahrer und Lokführer ist so manches Unglück entstanden. Bei den nachfolgenden Verhören (gab man) ... natürlich den Deutschen die Schuld. ...

Waren jemandem z.B. die Füße erfroren, dann hieß es: "Warum hast Du Dir die Füße erfrieren lassen? Daß die armen Menschen bei 30 bis 40 Grad Kälte in Holzschuhen arbeiten mußten, wurde nicht eingesehen. Im Winter 1945/46 sind so mancher Frau die Beine erfroren, die Haut wurde wund und rissig, keine Salbe oder Verbandsmittel waren da und die Schmerzen wurden unerträglich. ...

Im Lager wurden nur wenige Drillichhosen und alte schmutzige, zerrissene Wattejacken aus Wehrmachtsbeständen vorzugsweise an gute Arbeiter verteilt. Aber auch dieser erste böse Winter ging vorüber, und es sollten noch härtere folgen. ...

Ende April stand plötzlich ein Schlitten vor der Tür. Der Lagerkommandant und ein Offizier waren gekommen, um mich ins Lager zu holen, denn man hatte herausgefunden, daß ich Schneiderin war. Man holte mich in die Schneiderstube des Lagers.

Bei meiner Ankunft im Lager mußte ich feststellen, daß sich vieles geändert hatte. Im Lager waren andere Offiziere und weniger Posten. Die Komsomolzen (Angehörige des Kommunistischen Jugendverbands) hatte man durch ältere Bewacher ersetzt. Der frühere Lagerkommandant war eingesperrt worden, denn er hatte Lebensmittel, Bekleidung, ja sogar Zucker, der uns zustand, verschoben. Es (gab dort auch) einen neuen Kapitän, der wohl sehr streng aber gerecht war.

Nach einiger Zeit kam noch ein Kultur- und Propagandaoffizier dazu. Ein Offizier, der auch sehr streng war, leitete den Arbeitseinsatz, und so mancher deutscher Mann wurde von ihm grundlos geschlagen. Sobald er im Lager auftauchte, verschwand alles fluchtartig in den Baracken.

Das Lagerleben hatte sich auch geändert. Es fanden täglich Appelle statt. Wir wurden gezählt und immer wieder gezählt, und es dauerte manchmal stundenlang, bis es stimmte und wir wieder in die Baracken gehen durften. Im Lager selbst war es leerer geworden, denn über 1.000 Männer und Frauen waren gestorben, und so manche liebe Kameradin fand ich nicht mehr unter den Lebenden. Es gab jetzt nicht mehr so viele Tote, wir hatten uns an Klima und Ernährung gewöhnt, aber im Spital waren trotzdem alle Betten belegt. Es handelte sich um bei der Arbeit Verunglückte, Malariakranke und Dystrophiker.

Die Leitung des Spitals hatten 2 deutsche Stabsärzte aus dem nächstgelegenen Kriegsgefangenenlager. Sie waren unermüdlich tätig, um den Kranken zu helfen. Sie sorgten für Medikamente, Verbandzeug und die nötigsten ärztlichen Instrumente. Diesen beiden Ärzten war es zu verdanken, daß so mancher Mutter ihr Kind erhalten blieb. Die Kranken lagen jetzt auf sauberen Matratzen, hatten jeder eine Decke und bekamen auch kräftigeres Essen. Auch in den Baracken gab es jetzt für alle Strohsäcke. Der Fußboden und die Pritschen waren sauber gescheuert.

Im Frauenlager gab es auch eine Wasserleitung, so daß wir uns jetzt täglich waschen konnten. Nur sehr wenig Seife bekamen wir, monatlich ungefähr 50 g. Manchmal gab es auch monatelang keine Seife. Die Verpflegung hatte sich auch gebessert. Das Brot war wohl noch naß und sauer, aber es war nicht mehr mit Spreu gemischt. Es gab sogar eine Stolowaja, das war der

Eßraum, der auch Klub genannt wurde. Draußen an der Hauswand stand in großen Buchstaben geschrieben: "Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk und der deutsche Staat bleiben bestehen." Über der Essenausgabe (stand) der Spruch: "Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." Und gerade das Essen bildete das Hauptthema.

Die Immerhungrigen zählten ihre Kohlstücke in der Suppe, stürzten sich auf Brotkrümel und Fischgräten und stahlen den Kameraden sogar das Brot. Es gab auch wiederum solche, die vor Hunger nicht einschlafen konnten, aber trotzdem um keine Suppe bettelten. Die Einzigen, die wohl immer satt wurden, waren die Küchenfrauen; sie wurden zusehends fülliger und von den meisten beneidet.

Zweimal im Jahr gab es für ein paar Wochen Kartoffelstückchen in der Suppe. Einmal im Frühling, wenn die Kartoffeln gepflanzt wurden, dann kamen die verfrorenen und verfaulten Kartoffeln ins Lager, und zur Erntezeit gab es die kleinsten Kartoffeln, von der Erbsen- bis zur Haselnußgröße.

Wenn der russische Küchenchef keine Gelegenheit gehabt hatte, die dem Lager zugeteilten Kartoffeln zu stehlen, gab es zu unserer größten Freude ... sogar auch Kartoffelkascha. Wenn es keinen Salzkohl mehr gab, den wir täglich dreimal essen mußten, gingen die Lagerarbeiter, das waren Schwache und aus dem Spital Entlassene, in die Steppe, um Melde (Gänsefußgewächs) und Brennesseln zu suchen.

Um die Zeit, da Rüben geerntet wurden, kamen Lastautos mit halbverfaulten Blättern, die dann zusammen mit Heringen, wie sie aus der Tonne kamen, gekocht wurden. Zwischendurch gab es auch mal Stockfisch.

Wieder waren es die Ärzte, die es bei den Offizieren und den Küchenchefs durchsetzten, daß der Hering oder Fisch extra gegeben wurde. Nach der neuen Ernte gab es auch mal Mohrrüben oder Kürbis als Kascha. Wenn (es ausnahmsweise) eine Fleischzuteilung gab, dann war es Pferdefleisch oder Köpfe und Därme von Rindern. ... Auch ein Kamel, das sich ein Bein gebrochen hatte und geschlachtet werden mußte, wurde von uns verspeist. Das Fleisch schmeckte nicht schlecht, ungefähr wie zartes Rindfleisch. ...

Womit haben wir uns nun in unserer Freizeit beschäftigt? Bücher, Zeitschriften und Zeitungen gab es nicht, aber wir hatten die Erlaubnis der Lagerleitung, sogenannte bunte Abende zu veranstalten. Es gab ... Männer und Frauen, die kleine Chöre bildeten. Der Frauenchor wurde "Barackenheimchen" genannt, und den Männerchor nannten wir "Zieselmäuse".

Eine kleine ... Kapelle gab Konzerte und spielte zum Tanz auf. Lustige kleine Theaterstücke wurden aufgeführt, sogar Tänzerinnen zeigten ihre Kunst. Die russischen Offiziere besuchten mit ihren Frauen jeden dieser Abende, und wenn ein Tanz oder Musikstück gefiel, mußte es mehrere Male wiederholt werden. Die Veranstaltungen waren auf Wunsch des Kulturoffiziers fast jeden Sonnabend.

Zur Feier des 1. Mai oder der Oktoberrevolution mußten diese Aufführungen politischen Charakter aufweisen. Es wurden dann russische Lieder gesungen und russische Stücke in deutscher Sprache gespielt. Man hat uns sogar ins nächste Russendorf ins Kino geführt. Alles ging begeistert und neugierig hin. Mit großer Enttäuschung gingen wir wieder zurück, denn man hatte uns einen Hetzfilm übelster Sorte gezeigt.

Am Sonntag wurden wir auch zum Basar geführt. Man konnte dort alles kaufen, Wäsche von Stenzel aus Danzig, Klaviere, Zahnpasta usw., alles Raubgut aus dem deutschen Osten. Daneben standen Kosaken mit Machorka (Tabak), Kinder mit Wassergläsern, in denen Bonbons lagen, Tataren mit Hammelfleisch u.v.a.

Dazwischen torkelten betrunkene, schreiende Russen herum. Unsere Posten schützten uns vor der Neugier und Zudringlichkeit der Basarbesucher so gut sie konnten. Sie sorgten sogar dafür, daß man uns, wenn wir etwas kauften, nicht zu viel Geld abnahm. Manche von uns hatten Kleidungsstücke verkauft, um sich dafür Lebensmittel zu kaufen.

Im August 1946 gab es große Freude, jeder bekam eine Karte und durfte 25 Worte in die Hei-

mat schreiben. Da wir alle ja kein zu Hause mehr hatten, schrieb jeder an Verwandte oder Bekannte im Altreich. Und dann fing das Warten auf die Antwort an. ... Einzelne bekamen auch eine Antwort, aber die Mehrzahl mußte weiter in Ungewißheit leben. Ich selbst erhielt das erste Lebenszeichen von meiner Schwester Mitte April 1948.

Wir wurden im Herbst in Arbeitsbrigaden eingeteilt, bekamen unsere Arbeitsnummer, und es hieß, wir wären mit dem russischen Arbeiter gleichgestellt, und es sollte uns das ausgezahlt werden, was wir verdienten. Bei 12- bis 14stündiger Arbeit verdiente ich als Landarbeiterin 8,40 Rubel. Dafür konnte ich 2 Eier oder einen halben Liter Milch kaufen.

Die Lagerverwaltung kostete etwas über 11 Rubel (pro Tag), so daß ich dem sowjetischen Staat täglich fast 3 Rubel schuldig blieb. Dieser Betrag wurde als Schuld auf meinem Konto eingetragen. Ich kam mit einem Sack voller Schulden in die Schneiderstube, und dort ging es so weiter.

Wir mußten Kleidung für die Offiziere und deren Frauen oder Freundinnen nähen, die aber nicht bezahlt wurde. Die Schulden wuchsen weiter. Bei den Männern war es genau so. Es gab nur wenige Spezialisten, die Geld bekamen. Sie konnten sich dann zusätzlich Lebensmittel kaufen. Die Männer und Frauen, die in der Nickelgrube arbeiteten, verdienten bei schwerster Arbeit kaum (genug Geld für) das Essen.

Die schweren Ziegelei- und Straßenbauarbeiten wurden auch schlecht bezahlt. Wir waren nur Arbeitstiere, an denen man sich rächen wollte, die man ausbeutete und ausnutzte und, wenn sie am Ende ihrer Kräfte waren, nach Hause schickte. ...

Die Oktober-Revolution wurde mit 2tägiger Arbeitsruhe gefeiert. Es gab besseres Essen von vorher und nachher eingesparten Produkten.

Vor der Feier waren im Lager scharfe Kontrollen. Messer, Gabeln, Schmuck und Briefe wurden uns abgenommen. Die Posten wurden verstärkt und wir wurden strenger bewacht. Dies wiederholte sich an allen nationalen Feiertagen.

Das zweite Weihnachtsfest kam heran, es waren immer Tage seelischer Depressionen. Wir sangen unsere schönen Weihnachtslieder, hatten kleine Weihnachtsgeschenke gemacht, gehäkelt und gestickt.

In einer Baracke hatte man sogar einen Adventskranz mit 4 Lichtern. ... (Wir hatten einen) Kranz aus Steppengras geflochten, bunte Stoffeste mit Watte gefüllt, die wir aus unseren zerrissenen Wattejacken gezupft hatten, wurden als Kugeln angehängt. Kleine Behälter mit Öl, das man von der täglichen Portion gespart hatte, dienten als Kerzen.

Alles bewunderte den Kranz und freute sich daran. Leider ging dieses Kunstwerk durch ein umgekipptes Licht in Flammen auf. Wir waren froh, daß dieser Zwischenfall nicht von den Posten bemerkt wurde. ...

Nur Kranke und Schwache wurden zu einem Transport in die Heimat zusammengestellt. Wieder wurden Grüße aufgetragen, wieder die Bitte geäußert, vergeßt uns nicht! Wir Zurückbleibenden mußten weiter hoffen und warten.

Im Mai 1947 kam ich mit mehreren Männern und Frauen in ein anderes Lager. Es lag ungefähr 200 Kilometer weiter nordwestlich direkt am Ural. Die nächste Stadt hieß Orsk. Das Lager und der nächste Ort hieß Nickel. ... Es gab dort Bäume und Sträucher und (das Lager) lag nicht so einsam.

Im Lager trafen wir Deutsche aus dem Banat, Siebenbürgen, Ungarn, Rumänien, Österreicher, Tschechen und Polen. Das Lager war so überfüllt, daß wir in den ersten Tagen keinen eigenen Schlafplatz hatten. Wir legten uns auf die freigewordenen Plätze der Kameradinnen, die zur Arbeit gegangen waren.

In einer 3 km entfernt liegenden großen Nickelfabrik bekam ich mit 18 anderen Frauen einen neuen Arbeitsplatz. Wir wurden von einem Posten zur Fabrik geführt und dort von einem Natschalnik übernommen, der uns in einen Raum des Verwaltungsgebäudes führte. Dort wurde uns von einem Dolmetscher gesagt, welche Arbeit wir zu tun hätten und was wir leisten

müßten. Dann wurden wir noch ermahnt, bei der Arbeit vorsichtig zu sein. Wenn wir verunglückten, wäre es unsere Schuld.

Ich mußte mit einer Frau Schlacke in einer Lore vom Fahrstuhl holen und sie dann in den glühenden Ofen kippen. Die ausströmende Hitze war so groß, daß Haare und Augenbrauen abgesengt wurden. Das ausströmende Gas nahm uns den Atem und trieb uns die Tränen in die Augen. Wir hatten einen Schutzanzug aus Filz, Filzstiefel und Lederhandschuhe gegen sprühende Funken. Oft flogen uns kleine glühende Metallstücke in das Gesicht, das ungeschützt war. In diesem Ofen wurde Nickelerde, Gips und Schlacke geschmolzen.

Unsere Arbeitszeit betrug nur 6 Stunden täglich. Alle 5 Tage war Schichtwechsel und es gab einen freien Tag. Obgleich wir bei der schweren und ungesunden Arbeit Verpflegung erster Klasse erhielten, ging es uns nach 5 Monaten so elend, daß wir nur noch mit Mühe ins Lager kamen und bei der nächsten Kommissionierung "Arbeitsgruppe 3" wurden.

Jetzt kam ich mit einer anderen Frau zu einer Arbeit im Freien. Dort mußten wir Flugsand schaufeln, der auf einem Fließband in einen Eisenbahnwaggon befördert wurde. In 3 Monaten hatten wir beide fünf 60-Tonnenwaggons mit Schaufeln gefüllt. Dann war die Erde steinhart gefroren, und unsere Arbeit war zu Ende. ...

Abends 8.00 Uhr fing unsere Arbeit an und dauerte 8 Stunden bis 4.00 Uhr morgens. Bei fast völliger Dunkelheit hatten wir ... Waggons mit Koks, Kohle und Kohlenschutt zu entladen. Diese Kohle ... war an den Waggonwänden festgefroren. Die Bagger entluden nur die Waggonmitte, die Ecken und Seiten mußten wir mit Spitzhacken, Eisenzinken, eisernen Keilen und großen Hämmern freimachen, damit die Ladeluken frei wurden.

Wenn wir mit diesem Werkzeug und unseren schwachen Kräften nicht schnell genug vorwärts kamen, mußten wir mit Preßluftbohrern arbeiten. Unsere russischen Posten standen da und trieben uns mit Schlägen und Flüchen an.

Am Heiligabend 1947 mußten wir bei 38 Grad Kälte und Schneetreiben, Flüchen und Fußtritten 3 Waggons mit Kohlenschutt entladen. Keine Ruhepause wurde uns gegönnt, denn die Gleise sollten für den nächsten Transport frei werden. Trotz alledem wanderten unsere Gedanken in die Heimat zu unseren Lieben. Ob wir im nächsten Jahr wohl zusammen sein würden, fragten wir uns. ...

Nach 8wöchigem Krankenlager meldete ich mich freiwillig zur Arbeit auf einer Kolchose. Dort habe ich mich trotz langer und anstrengender Arbeit etwas erholt. Die Verpflegung war dort reichlicher und schmackhafter, die Arbeit wurde durch Ruhepausen unterbrochen.

Auch bei der Arbeit auf den Feldern hatten wir eine Norm zu erfüllen, die wir aber fast immer schafften. Eine große Plage waren die vielen Mücken und Fliegen. Dazu kam die Hitze ... Die Nächte waren dagegen kühl. Vor Sonnenaufgang war es richtig kalt, doch sobald die Sonne aufging, wurde es heiß. Das Mittagessen wurde auf dem Felde gekocht. Unsere Arbeit fing um 7.00 Uhr früh an.

Das 3jährige Warten auf die Heimkehr machte uns zuletzt gleichgültig, zänkisch oder launisch. Wir schrien uns manchmal an, waren verdrossen, müde und abgestumpft. Dann gab es wieder Parolen, die uns Hoffnungen machten, um uns dann um so tiefer zu enttäuschen.

Unsere Natschalniks waren keine Engel, aber sie behandelten uns menschlich. Nach Wochen harter Arbeit gab es am 1. Mai den ersehnten Ruhetag. Man schien mit unserer Arbeit zufrieden zu sein. Wir hatten die vorgeschriebene Norm erfüllt. Das Gemüse wuchs, aber auch das Unkraut. Wenn wir an einem Ende mit dem Hacken aufhörten, war der Anfang schon wieder grün von Unkraut.

Unsere Zeit verging mit Hacken, Jäten, Essen, Schlafen, auf eine gute Nachricht hoffend. Eine Nachricht kam auch, aber nicht für uns Reichsdeutsche. Eines Tages wurden die Ungarn und Rumänen aufgerufen, ins Lager gebracht und in ihre Heimat abtransportiert.

Nun hieß es, der nächste Transport geht nach Deutschland. ... Auch wir wurden aufgerufen und mit Lastautos zum Lager gebracht. Alle Frauen über 30 Jahre, Kranke, Schwache und

Invaliden sollten heimfahren. (Es folgte) noch eine Kommissionierung. Gott sei Dank (war es) die letzte, und wir durften uns auf die Heimkehr freuen. Den Zurückbleibenden wurde in die Hand versprochen, sie nicht zu vergessen und ihnen zu helfen, auch bald in die Heimat zu kommen.

Meine Heimreise sah anders aus als die Hinreise. Wir fuhren wohl auch in Viehwagen, aber die Türen standen offen, wir hatten Wasser, um uns zu waschen und den Raum sauber zu halten. An den Haltestellen konnten wir Obst, Milch, Brot, Fleisch und andere Dinge kaufen. Unser Zug war mit Grün, Stalinbildern und Transparenten geschmückt. Auf ihnen stand geschrieben: "Großer Stalin, wir danken Dir für die Heimkehr!" ...

Unser Weg führte uns über ... den Dnjepr, die Wolga, Beresina und durch die Rokitnosümpfe (in Polesien). Überall waren noch die Spuren des Krieges zu sehen. Verbrannte Dörfer und Wälder, abgeschossene deutsche Flugzeuge, Geschütze und Tanks steckten in den Rokitnosümpfen. Vereinzelt sahen wir auch deutsche Soldatengräber.

Die Städte, durch die wir fuhren, machten einen verwahrlosten und schmutzigen Eindruck. ... Auch Kirchen mit Zwiebeltürmen lagen an unserem Wege. Scheinbar diente selten eine Kirche ihrem Zweck. Die meisten waren verfallen, durch Dach und Fenster wuchsen Bäume. In anderen Kirchen lagerte Getreide oder sie dienten als Vieh- und Pferdestall.

Kriegsgefangene, die wir unterwegs trafen, waren erstaunt, deutsche Frauen in Rußland zu treffen. Sie gaben uns Grüße für die Heimat auf und blickten uns traurig nach. In Minsk und Brest-Litowsk stießen noch Transporte mit Internierten und Gefangenen zu uns. - Minsk und Smolensk, vom Kriege sehr zerstört, waren zum größten Teil von Kriegsgefangenen aufgebaut worden. ... In Brest erwarteten uns deutsche Waggons mit deutschem Personal. Dort hatten wir endlich die erste Berührung mit der Heimat.

Die Fahrt durch Polen dauerte nicht lange. Auf Befehl des Transportführers wurden die Türen geschlossen. Wir wurden aber nicht belästigt.

Am 25. Juli trafen wir nach einer Fahrt von 17 Tagen in Frankfurt/Oder ein. Obgleich wir mit Musik, Ansprachen und guter Verpflegung empfangen wurden, waren wir doch sehr froh, als wir ... uns in den Zug in die Westzone setzen durften. Hier erst fühlten wir uns frei.

Wir kamen zwar nicht in die Heimat, aber doch ins Vaterland. Als einzige Überlebende meiner Familie erwartete mich meine Schwester, und mit ihr zusammen begannen wir "das neue Leben". - Ich schließe meinen Bericht mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß ihnen und allen deutschen Frauen mein Schicksal erspart bleiben möge.<<

Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Deutsch Eylau in den Ural im Mai 1945, Zwangsarbeit bis August 1945

Erlebnisbericht des A. G. aus Warbelow, Kreis Stolp in Ostpommern (x002/103-104): >>Am 7. April kamen von allen Seiten Russen in meinen Heimatort Warbelow ... und trieben alle jungen Frauen, Mädchen und Männer, deren sie habhaft wurden, zusammen. ...

(Es waren etwa) 100 Personen, worunter sich auch viele ostpreußische Flüchtlinge befanden. Sie brachten uns über Ludwigslust und Reitz nach Stolp. Unterwegs sahen wir, daß auch aus anderen Ortschaften Frauen und Männer nach Stolp gebracht wurden. Man sagte uns, wir sollten nur für 2 Tage nach Stolp, um dort Aufräumungsarbeiten zu verrichten. Aber es kam anders.

Wir wurden in der Bütower Straße ... eingesperrt. Ich lag dort mit 35 Mann ... im Keller auf Kohlen. Wir wurden jeden Tag mehrere Male einzeln verhört. Man wollte von uns herausbekommen, wer der NSDAP angehörte. Als Beköstigung erhielten wir 2 Schnitten Brot und ungefähr einen Liter Suppe. Wir wurden jeden Tag zweimal, ungefähr für 5 Minuten, zum Austreten in den Hof gelassen. An ein Entrinnen war nicht zu denken, denn an allen Seiten war strenge Bewachung. ...

Sobald die Wachposten merkten, daß noch einer ... etwas Eßbares hatte, so wurde es ... sofort

genommen und mit Stöcken ... geschlagen.

Nach ungefähr 10 Tagen (Haft) wurden wir zum Bahnhof getrieben und dort zu 60 Mann je Waggon verladen und die Wagen verschlossen. Unsere Reise ging zunächst über Bütow - Konitz nach Graudenz. Dort brachte man uns in eine alte Fachwerkkaserne ganz oben unters Dach, wo allerhand Schmutz und Staub lag. Hier gab es schon die ersten Toten, denn einige ältere Leute, darunter auch ein 74jähriger Mann, hielten die Strapazen nicht aus.

Von hier aus ging die Reise zu Fuß nach Deutsch Eylau. Diese kurze Strecke sind wir infolge der schlechten Wegkenntnisse unserer Begleiter 9 Tage gegangen. Wer unterwegs aus dem Glied trat und Wasser aus einer Regenpfütze oder Bach schöpfen wollte, wurde sofort mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen. Machte jemand infolge Krankheit oder vor Hunger schlapp, auf den wurde ebenfalls mit dem Gewehrkolben eingeschlagen, und sobald wir außer Sicht waren, hörte man 2 Schüsse, und wir haben keinen der Ärmsten mehr gesehen.

In Deutsch Eylau angelangt, brachte man uns ebenfalls wieder auf Dachböden unter. Am nächsten Morgen hatten sich 2 von uns erhängt. Wer sich krank meldete, wurde unmenschlich geschlagen. ...

Am 9. Mai 1945 ... ging dann unser Transport zu 50 Mann je Waggon zum Ural, bei Trockenbrot und einem Liter Suppe (pro Tag). Öfter gab es auch nur alle 2 Tage einen Liter Suppe. Die Fahrt dauerte 23 Tage. In Saratow kamen wir zum ersten Mal aus dem Waggon, und der ganze Transport wurde dortselbst gebadet und entlaust, denn es war unter uns schon Typhus ausgebrochen. 2 Tote ... wurden am Bahndamm verscharrt. Unser Transport ging bis Orsk. ... Wir wurden dann noch weiter mit Lastautos befördert und gelangten in ein Lager, worin sich schon 15.000 Verschleppte befanden.

Jeder mußte pro Tag 2 Kubikmeter ausschachten. Die Norm war eigentlich nicht sehr hoch, und bei vollem Magen hätte man sehr wohl das Doppelte schaffen können, aber uns fiel diese Arbeit doch sehr schwer, denn die Verpflegung war unzureichend. Vor allem fehlte es an Fett, und ich bekam dort schnell angeschwollene Füße.

Eines Tages nahm man uns dort unsere letzten Habseligkeiten. Wer einen guten Rock, Hose oder Stiefel trug, mußte es ausziehen und bekam dann alte Sachen. Als Fußbekleidung gab es ein paar Holzschuhe. Auch Taschenmesser, Rasierapparate, Photographien von Angehörigen usw., wurden uns abgenommen.

... Sämtliche Landwirte wurden später einer Kolchose zugeteilt. Man versprach uns, daß die Verpflegung dort besser sein sollte und wir auch größere Freiheit hätten. ... Wir konnten uns dort zwar freier bewegen, aber die Verpflegung blieb unzureichend.

Ende August 1945 erkrankte auch ich an Malaria und kam gleichzeitig als Unterernährter ins Lazarett. Die uns behandelnden Ärzte waren Deutsche und Rumänen. Da ich infolge Unterernährung und Wasser in den Beinen nicht mehr arbeitsfähig war, wurde ich Ende Oktober entlassen. Mit einem Transport von 1.500 Mann, von dem unterwegs noch 126 Mann starben, kam ich im November 1945 in Frankfurt an der Oder an und habe meine Heimat (Ostpommern) nicht wiedergesehen.<<

Gewalttaten sowjetischer Soldaten nach dem Einmarsch, Verschleppung von schlesischen Dorfbewohnern

Erlebnisbericht des Bauern Karl T. aus Lossen, Kreis Brieg in Niederschlesien (x001/432-433): >>Am 4. Februar 1945, Sonntag, nachdem die Russen über die Oder gesetzt waren, kam es in und um Lossen zu Gefechten, welche sich in der Richtung Grottkau weiter entwickelten; hinter Grottkau stand die deutsche Front.

Als die ersten russischen Panzer mit Infanterie ankamen, waren wir sofort Uhren, Ringe und andere Sachen los. Kurz darauf kam Infanterie an, und da war der Teufel los. Sofort wurden die ersten Frauen vergewaltigt, von Kindern von 12 Jahren bis zur Greisin über 80 Jahre, was ich selbst aus nächster Nähe gesehen habe. Mein zweites Dienstmädchen, Helene T., wurde

von den Russen dreizehnmal hintereinander gebraucht.

Es verging kein Tag, wo es ruhig war. Die jungen Mädchen und Frauen lagen meistens die Nächte im Garten unter den Sträuchern. Setzte sich ein Mann für sie ein, wurde er erschossen oder erschlagen, wie Bauer Hermann W. erschossen mit Frau und Tochter, Kaufmann Theodor R. und Max L., Max P. erschossen. Rentner Sch. mit Frau mit dem Spaten erschlagen.

Ein 12 Jahre altes Mädchen wurde von der Mutter geschützt, Mutter erschossen, Mädchen gebraucht. Es gab fast keine Frau, die nicht geschändet wurde. Eine Greisin, Frau R., viermal gebraucht. Frau Schneidermeister P. aus Jeschen erhängte aus Verzweiflung ihre drei Kinder im Alter von acht bis dreizehn Jahren und sich dann selbst.

Aus dem Dorf Jeschen wurden fast restlos alle männlichen Personen verschleppt und sind verschollen, ebenso aus Lossen, die da waren. Die meisten sind verschollen. Ob Partei oder nicht. In der Villa B. war GPU, wo ich selbst vernommen wurde. Von 30 Mann sind nur 4 Mann, ich wegen meiner russischen Sprachkenntnisse, freigekommen, die anderen wurden verschleppt. Danach hörte man nichts mehr von ihnen.

Das Vieh war in einigen Stunden abtransportiert, so daß alle Ställe ... leerstanden. Sämtliches Inventar wurde demoliert. Die evangelische Kirche war total ausgeräumt, in der katholischen Kirche war der Tabernakelschrank aufgebrochen und sämtliche kirchlichen Sachen lagen verstreut im Park und Dorf im Dreck. Viele Gebäude (hatte man) angezündet.

Die toten Deutschen lagen, ebenso wie das tote Vieh, bis zur Ernte rum. Es konnte sich ja niemand auf die Straße wagen, wollte er nicht verschleppt werden. Die Felder waren außer mit Winterweizen und Roggen nicht bestellt, und dieses Getreide ernteten die Russen. Von den Deutschen, die bei den Russen arbeiteten, bekam jeder für den Tag ein Brot, die anderen bekamen nichts. Zu kaufen gab es nichts, sämtliche Geschäfte waren völlig ausgeräumt. Das Schlimmste war, daß es kein Salz gab. Die Leute nahmen oft Kali und starben dann an Typhus wie die Fliegen. ...<<

Internierung im Februar 1945, Zugtransport nach Aktjubinsk im März 1945, Zwangsarbeit bis September 1946

Erlebnisbericht des Lehrers Joseph K. aus der Stadt Hindenburg in Schlesien (x002/39-41):

>>Am Aschermittwoch, 14. Februar 1945, mußte ich mich zur Internierung im Hindenburger Polizeipräsidium mit vielen Tausenden von Männern stellen. ... Es gab täglich ein kleines Stück Brot und ab und zu etwas heißes Wasser. Am Gefängnistor wurden wir mit Stockschlägen empfangen und ... in 2 Räumen mit 206 Mann in 3 Etagen eingepfercht, so daß wir nicht einmal richtig liegen konnten. Der Kübel für den Abort wurde einmal täglich entleert. Die Männer standen Schlange. Es gab täglich nur einige Brote und etwas heißes Wasser. ...

Alle 3-4 Stunden kamen junge russische Soldaten ... und holten bis zu 10 Männer zu Verhören. ... Dabei wurde feste geprügelt, so daß der Kaufmann M. aus Klausberg später an den Folgen der Mißhandlungen ... starb. Hauptsächlich wurden Geschäftsleute geprügelt, um versteckte Warenlager zu erpressen.

Meine Vernehmung gestaltete sich wie folgt: Ich wurde mit ca. 8 anderen Männern unter "dawai" in das Hauptgebäude geführt, wo es ins Kellergeschoß ging. Als ich in die Verhörkammer kam, sah ich noch, wie ein junger großer Bergmann, Konrad L. aus dem Kreis Tarnowitz, über einem Schemel lag und geprügelt wurde.

Als Empfangsgruß bekam ich einen Schlag mit einem Gummikabel. Es waren 2 Kommissare, von denen der jüngere ... die Luftschutztür verschloß, und dann ging es los: "Du SS!" ... Ich sagte: "Nein." ... Du Kapitalist!" - Ich: "Ich habe 5 Kinder." - Wo Gold, Devisen, Dollar?" - Die Tür wurde aufgemacht, ich verkroch mich in die Ecke. ...

Ein Russe (Ukrainer), der gut deutsch sprach, ... bedrohte mich mit Erschießen und schlug auf mich ein, wollte mit der brennenden Zigarette meine Augen verbrennen, und als ich laut betete, stieß er mich in die Ecke. Ich krümmte mich und wurde gehackt (getreten bzw. mit Fußtritt-

ten bearbeitet), vor allem von dem Kommissar, der mir die Schienbeine verletzte.

Als man von mir abließ, mußte ich unter Androhung von Schlägen ein angefertigtes Protokoll in russischer Sprache mit meinem Namen unterzeichnen. Dann wurde ich zu den anderen in den Baderaum gebracht, wo meine Nerven revoltierten und ich zusammenbrach. Die schmerzenden Schienbeine verhinderten einen Schlaf und (diese Schmerzen) hielten noch wochenlang an. ...

Am 20. März wurden wir abends in Gruppen von ca. 40 Personen im Flur eingeteilt und unsere Namen vorgelesen. Auch 2 oder 3 Frauen waren darunter. Dann wurden wir in eine 4-Mann-Zelle gepfercht. Unter uns waren einige wegen offener Tbc entlassene Soldaten. Wir konnten dort nicht liegen und nicht sitzen. Am nächsten Tag wurden wir auf den Gefängnis Hof gebracht und wieder einmal geplündert. Die abgenommenen Sachen, Photos, Geld, Papiere, Nähzeug, Töpfe und Decken türmten sich zu Bergen.

Es ging ... zu Fuß bei regnerischem Wetter nach Peiskretscham, wo wir im Finstern ankamen und zu 80 Personen in bereitgestellte Eisenbahnwaggons gepfercht wurden. ... Dann ging es in pausenloser Fahrt über Beuthen – Krakau, wo Steine an den Waggon klatschten, nach Lemberg – Kiew – Stalingrad – Uralsk – Aktjubinsk, wo wir am 8. April ausgeladen wurden. ...

Der Transport hatte ca. 2.000 Zivilinternierte aus Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg, darunter (waren) auch Frauen. Wir kamen in mehrere Lager um Aktjubinsk, wurden in der Steppe, Ziegelei und zeitweise auf Kolchosen beschäftigt.

Die Verpflegung war sehr schlecht und knapp, das Klima mörderisch; Malaria, Typhus, Ruhr grassierten, und in den 2 Jahren meiner Internierung starben ca. 50 %. Wir wurden zu kleinen Arbeitstrupps, Brigaden genannt, zusammengestellt. Das Essen hing von der Arbeitsleistung ab. Der Brigadier (Führer) war immer ein Deutscher.

Die Einteilung erfolgte in 4 Gruppen. Früh und abends mußten wir zur Zählung antreten. Für Arbeitende, die ihre Arbeitsleistung vollbrachten, gab es 700 g Brot – ein Kleister aus Gerstenmehlschrot, ½ l Mehlsuppe, mittags ein Eßlöffel Kascha (Hirsebrei) und abends ½ l Tomatenkrautsuppe ohne Kartoffeln. Unsere schlesischen Schweineställe waren Villen gegen diese Unterkünfte. ... Ich erlegte einmal 28 Flöhe. ...

Im April bis Mai 1945 wurden wir auf dem Arbeitsweg auch mit Steinen beworfen, wenn wir an der (russischen) Siedlung vorbeikamen. Wenn wir sprachen, ließ man uns auf dem Heimweg zur Strafe manchmal eine Stunde vor dem Lager stehen. ...

Die Wanzenplage war so groß, daß im August bis September niemand in den Unterkünften schlafen konnte. Sie kamen zu Tausenden, diese blutrünstigen Wanzen, und alles schlief im Freien. Die Verlausung war allgemein. Die russischen Ärzte gaben sich große Mühe. Manche Natschalniks (russische Aufseher) waren Teufel in Menschengestalt, die bei jeder Kleinigkeit Brot entzogen, statt 700 g, (gab man uns) 500 g oder gar bloß 300 g.

Ich kam nach 29 Tagen Bahnfahrt im Oktober 1946 in Frankfurt/Oder an und lag bis Mai 1947 im St. Joseph Krankenhaus, Berlin-Tempelhof.<<

Internierung im Februar 1945, Zugtransport in ein Lager im Donez-Gebiet im März 1945, Zwangsarbeit bis März 1946

Erlebnisbericht des Lehrers Karl Theodor M. aus der Stadt Trebnitz in Schlesien (x002/44-47): >>Am 6. Februar wurde ich mit Hilfe eines Dolmetschers, der fast kein Deutsch verstand, zweimal verhört und daraufhin plötzlich verhaftet. Warum, das ist mir bis heute unerklärlich. Nachdem sämtliches Eigentum bis auf die Kleidung, die ich auf dem Leibe hatte, abgenommen worden war, wurde ich ... in den Keller des Hauses P. ... eingesperrt.

Hier blieben wir unter den scheußlichsten Bedingungen (kein Licht, Schmutz, Läuse usw.) in Gesellschaft von Polen und Russen ca. 12 Tage. ... Sch. wurde schon schwerkrank in den Keller geworfen und fieberte dauernd. Er wurde von einigen Mitgefangenen beschuldigt, bei seinem Verhör falsche Angaben über die Parteizugehörigkeit mehrerer Kameraden gemacht zu

haben. Er selbst bestritt dies entschieden.

Am 18. Februar, frühmorgens um 6 Uhr, wurden plötzlich doppelte Brotrationen ausgegeben, und um 7 Uhr erfolgte der Abmarsch von ca. 150 Gefangenen, die überall aus den Kellern hervorgeholt wurden, nach Oels.

Sch., dessen Zustand ohne ärztliche Hilfe dauernd schlechter geworden war, wurde, da er nicht laufen konnte, von einem Mongolen mit dem Pistolenkolben blutig und bewußtlos geschlagen. Dann wurde er auf einen Handwagen gelegt und mitgeschleppt. Fast ohne Pause ging es nun über Bingerau bis nach Oels, ein Marsch von 35 km, die ich mit meiner Prothese zurücklegen mußte.

Auf halbem Wege war Sch. unterwegs gestorben. Seine Leiche wurde auf dem Bahnhof Oels zurückgelassen. ... Noch am Abend ging es nun im Bahntransport weiter bis nach Krakau, wo wir nach 3tägiger Bahnfahrt, fast ohne unterwegs gepflegt zu werden, ankamen. ...

Nachdem wir entlaust und kahlgeschoren waren, ging es dann auf den großen Transport in das Innere Rußlands, ungefähr 2.000 km weit.

Die Fahrt war furchtbar. Im Waggon waren über 40 Mann untergebracht, davon ca. 18 Deutsche. Die anderen waren (Angehörige der) Wlassow-Truppen: Turkmenen, Tataren, Kaukasier und Russen. Die Verpflegung war furchtbar schlecht, da wir Deutschen in fast allen Dingen benachteiligt wurden. Trinkwasser wurde fast gar nicht gereicht, so daß unterwegs Schnee gegessen wurde. Die Folgen waren Magenkatarrhe mit starkem Durchfall, die mehrere (Verschleppte) ... sehr schwer erkrankten ließen, so daß sie nach 14tägiger Fahrt kaum noch fähig waren, sich auf den Beinen zu halten. ...

Als wir am Ende der Fahrt in Alschewsk bei Woroschilowgrad am Donez anlangten, wurden wir sofort in ein Lager gebracht. ... Beim Eintreffen dort waren die Zustände noch chaotisch, nur 3 Baracken waren beziehbar, in denen ca. 2.400 Mann zusammengepfercht wurden. In einem Raum wurden 80-100 Mann untergebracht. Aborte waren nicht vorhanden. ...

Der Schnee lag noch 1/2 m hoch, taute aber sehr stark. Nach 2 Tagen wurde die Wlassow-Truppe ausgesondert und weggebracht (ca. 800 Mann) und die anderen langsam auf die übrigen Baracken verteilt. Die Internierten wurden in die Stadt geschickt, um dort Bettgestelle aus Stahl, die im Hüttenwerk von deutschen Kriegsgefangenen hergestellt wurden, zu holen. In einen Raum kamen nun ungefähr 30 Mann. ...

Der Arzt, ein Pole aus der Gegend von Rybnik, war ein Deutschenfresser, der uns nach Möglichkeit verrecken ließ. Das Lazarettpersonal, Deutsche und Polen, sah seine Aufgabe darin, die Kranken möglichst aller verwertbaren Sachen zu berauben, die auf dem Basar ... verkauft wurden. ...

Beschwerden über diese und andere Mißstände bei der russischen Lagerverwaltung waren zwecklos. ... Sie überließ alles den internen Abteilungsführern aus den Reihen der Gefangenen, meistens Polen. Die Leichen der Verstorbenen wurden auf dem Lagerfriedhof ... ohne irgendwelche Feierlichkeiten in Massengräbern beerdigt. Die Sterblichkeit war besonders am Anfang enorm hoch. Von rd. 1.600 Lagerinsassen waren bis zum September 1945 über 1.100 gestorben. ...

Nachdem die Küche eingerichtet worden war, wurde die Verpflegung besonders in den ersten 14 Tagen ... besser. Dann jedoch nahm die Korruption besonders in der Küche immer mehr überhand, wodurch die Verpflegung immer geringer wurde und zu einer allgemeinen Entkräftung führte. So starben, da sie sich durch die geringe Kost nicht mehr erholen konnten, bald auch F. und U. ... Ich selbst hielt mich lange Zeit, bis zum September, dadurch über Wasser, daß ich meine Kleidung an die Russen verkaufte und mir dafür Brot kaufte.

Inzwischen waren auch verschiedene von uns, 15 Mann, in ein besseres Jenseits hinüber gewechselt. Alle starben aus demselben Grunde: Entkräftung, Durchfall mit Hungerödem und anschließender Herzschwäche. Von ... 15 Männern waren nur noch 5 am Leben. ... Am 25. Juli ging erstmalig ein Transport in die Heimat, leider (waren es) nur Polen und Oberschle-

sier. Jedoch war alles hoffnungsfreudig gestimmt worden, denn auch der Rest, ca. 250 Mann, sollte anschließend folgen. Hoffen und Harren machte jedoch ... fast alle zum Narren.

Dadurch, daß die interne Lagerverwaltung, die bis dahin nur aus Polen bestand, jetzt fast ganz in die Hände der Deutschen überging, verschlechterte sich die Verpflegung noch mehr, da die Schiebung nun noch größer wurden. Zwar waren die Russen ... uns gegenüber durchaus korrekt und vielfach geradezu gütig, jedoch taten sie nichts, um die Mißwirtschaft abzustellen. Zum Teil waren sie selbst daran beteiligt, vorweg 3 Ärztinnen, die sich unaufhörlich an dem Eigentum der Kranken und Verstorbenen vergriffen.

Am 18. September 1945 wurde das Lager (1236) in Alschewsk plötzlich aufgelöst und 150 Mann ... in ein Lager bei Makejewka, ca. 200 km ... westlich, ins Donezbecken überführt. ... Auch hier (gab es) wie in den meisten Lagern ... Korruption und Schiebung an allen Ecken und Enden. Die Unterbringung war dort jedoch erheblich schlechter. Ich selbst wurde ebenfalls schwächer und schwächer, magerte furchtbar ab. Dadurch paßte meine Prothese nicht mehr. ...

Am 11. Dezember 1945 wurden plötzlich 73 Mann in die Heimat entlassen (alle arbeitsunfähig), darunter auch S. und ich. Der Transport dauerte bis zum 31. Dezember 1945 und endete in Frankfurt/Oder. Ich selbst machte ihn im Krankenwagen mit, in dem während der 3wöchigen Fahrt 53 Mann starben, die aus dem Zug geworfen wurden. Jedoch war die Verpflegung in diesem Waggon durch das Massensterben sehr reichlich, so daß ich mich gut halten konnte. Fast alle Insassen waren Durchfallkranke, die still einschliefen, um nicht mehr aufzuwachen. ...

In Frankfurt wurden alle entlassen. Nur wir, die wir nicht gehfähig waren, kamen dort in ein Gefangenenlazarett. ... Die Verpflegung war unter aller Kritik. Das Pflegepersonal war mehrheitlich korrupt. Sie nahmen uns, die wir von den Russen zur Entlassung neu eingekleidet worden waren, unsere guten Sachen weg und gaben uns dann zur neuerlichen Entlassung nur Lumpen. Im Lazarett gab es eine Menge Sterbefälle nur durch Unterernährung. Bei straffem Durchgreifen des russischen Aufsichtspersonals hätte sich vieles vermeiden lassen.

Am 6. Februar 1946 kam ich auf Krücken in Berlin an, dessen Bevölkerung bei aller eigenen Not von einer nie geahnten Hilfsbereitschaft gegen uns war. Danach ging ... es ins englische Übernahmелager nach Staaken. Von dort (fuhr ich) mit einem Transport ... nach Munsterlager, wo wir am 11. Februar ankamen.

In Braunschweig ging ich zur Ausheilung meines Beines und Hebung meines Gesundheitszustandes (ich wog nur noch 104 Pfund) 3 Wochen ins Krankenhaus. ... Anschließend reiste ich ohne Grenzüberttrittspapiere zu meiner Familie in die amerikanische Zone in die Nähe von Passau, die ich am 18. März 1946 endlich erreichte.

Hier hörte ich, daß mein letzter Kamerad S. an den Folgen der Unterernährung in Deutschland gestorben ist, so daß nur ich und M., der im Dezember 1946 noch in Rußland lebte, von 15 Verschleppten übrigblieben. ...<<

Internierung im März 1945, Zugtransport in den südlichen Ural im April 1945

Erlebnisbericht des G. F. aus dem Kreis Neiße in Schlesien (x002/48): >>Am 20. März ... kam ein Russe mit 2 Polen und holte alle Männer von 16 bis 60 Jahren aus ihren Wohnungen. Darunter waren jedoch auch 14- bis 15jährige. Am Dorfausgang wurden wir gesammelt und ins Nachbardorf gebracht, wo das erste Verhör begann und uns alles abgenommen wurde, Geld, Messer etc. ...

Es ging von einem Dorf ins andere, und so kamen immer mehr Männer zusammen. - So ging unser "Schweigemarsch" über Neiße – Grottkau – Brieg – Oppeln. - Wer mit dem Laufen nicht mitkam und sich an den Straßenrand setzte, wurde kurzerhand erschossen. ...

Von Oppeln aus ging der Transport per Bahn bis Beuthen, wo wir ins Gerichtsgefängnis gesteckt wurden, wo schon ca. 2.000 Männer, Mädchen und Frauen waren. Wieder Verhöre.

Am schlimmsten ging es hier den Frauen und Mädchen, die dauernd von den Russen aus den Zimmern bzw. Zellen geholt wurden. ...

Am 17. April 1945 wurde unser Transport, bestehend aus ca. 1.000 Männern und 600 Frauen, von Beuthen aus verfrachtet, bis wir am 8. Mai in Kopeisk, ca. 2 km südlich von Tscheljabinsk, ausgeladen wurden. Die Verpflegung bis dahin war nicht gut, aber so, daß es ein gesunder und sonst noch kräftiger Mann ertragen konnte, da die Russen zur Genüge Beutematerial mitführten.

Dennoch starben während der 3 Wochen ca. 50 Mann auf dem Transport, die beim Halten des Zuges zur Zeit der Verpflegungsausgabe am Bahndamm verscharrt wurden, und die zu denen gehören, von denen niemand etwas erfahren wird. ...

Im Lager selbst wurden alle einer gründlichen Untersuchung unterzogen und nach Gruppen 1, 2, 3 oder 4 eingeteilt. Die Kräftigen mußten ins Kohlenbergwerk, Frauen natürlich auch, und die anderen zur Landarbeit, oder sie brachten das Lager ... in Ordnung. ... Hier und auch in den anderen Lagern zeichneten sich besonders die Polen und Tschechen aus, die uns schikanierten, wo sie nur konnten, und sie konnten es, weil sie der Russe unterstützte.<<

Internierung im März 1945, Zugtransport nach Sibirien im April 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1945

Erlebnisbericht des Bauern P. K. aus dem Kreis Glogau in Schlesien (x002/49-52): >>Nach dem Verlassen des Zuges wurden wir in ein großes Gefängnis in Beuthen geführt; es war schon überfüllt. ... Unsere Fleischdosen, noch vorgefundenes Geld, Brieftaschen und andere Sachen wurden uns abgenommen. Wer gute Stiefel trug, dem wurden sie ausgezogen und durch schlechte Schuhe ersetzt. Ich hatte meine Stiefel schon in Jakobskirch eingebüßt. - In einer Zelle mit der Aufschrift "Schlafraum für 25 Gefangene" wurden wir 124 Mann getrieben, ein Kübel zur Notdurft stand in der Mitte.

Eingepfercht blieben wir hier drei Tage, über Ostern, dann hieß es antreten. Im Gefängnishof wurden wir zu einem großen Zug formiert. Jetzt kamen schon viele aus der Gegend von Liegnitz und Oberschlesien dazu. -

Der Transport soll 2.000 Mann und 200 Frauen stark gewesen sein. - Ohne Essen, wir hatten nur noch Brotreste, ... wurden wir in einen auf dem Bahnhof stehenden russischen Transportzug verfrachtet, in kleinere Wagen mit 44, in Doppelwagen mit 88 Mann in 2 Etagen, die Frauen kamen in besondere Wagen.

Nun rollten wir ab an ein ungewisses Ziel, vielleicht in ein Lager in der Nähe, aber es wurde nun schon mit allem gerechnet. In unserem Wagen entstand bald eine Schicksalsgemeinschaft, wir 5 aus unserem Heimatbezirk hielten zusammen; sonst waren es Männer aus dem Kreis Liegnitz, zum Teil ältere Männer. Der älteste (Deportierte) war 76 Jahre, schon nach ein paar Tagen erlag er den Strapazen.

Die Verpflegung war zum Verhungern; immer gegen Abend hielt der Zug, aus einem Küchenwagen wurde Verpflegung empfangen. Ein Zinkeimer voll Suppe wurde unter 44 Mann verteilt, auf jeden kam ein knapper Trinkbecher, gleich 1/4 Liter; 4 Mann erhielten ein kleines Kommißbrot, Wasser aus Gräben oder Teichen wurde auch nur ein Eimer voll verteilt. ...

Abends kamen die Wachmannschaften in den Wagen und zogen (den Verschleppten) Kleidungsstücke aus, mit Vorliebe dunkle Stiefelhosen und Jacken, die sie dann an russische Zivilisten gegen Schnaps absetzten. Jeder Widerstand war zwecklos. ... Nach einer Woche Fahrt in dunklen Wagen, die Luken waren vergittert, ließ man uns einmal ins Freie aussteigen, wir erkannten uns bei Tageslicht kaum wieder.

Wir fuhren über die Wolga, erreichten den Ural. Die Fahrt nahm kein Ende, Tag und Nacht wurde durchgefahren. In Nowosibirsk brachte man uns zum Baden und Entlausen in eine ziemlich moderne Badeanstalt. Dann ging die Fahrt weiter. Wir durchfuhren jetzt schon eine sibirische Industriegegend; endlich, nach 23 Tagen Fahrt, waren wir am Ziel.

Man brachte Verpflegung an den Zug, und wir wurden gruppenweise ausgeladen. An die 60 Tote wurden aus dem Zug geholt und abgefahren. Auf der Fahrt mußte von uns schon ... eine Anzahl Toter aus dem Wagen, der für Schwerkranke bestimmt war, geholt ... und auf der Station in einen leeren Güterzug gelegt werden. Eine ärztliche Betreuung gab es auf der Fahrt nicht. ... Als erste Krankheit auf der Fahrt trat die Gesichtsröte, dann die Ruhr auf.

Nach dem Entladen aus dem Transportzug wurden wir in Gruppen zum Baden und dann in das Lager geführt. Nur mühsam konnten wir das Lager erreichen. Es war 1 km entfernt und lag bei Kemerowo am Ob.

Das Lager bestand aus 5 Baracken für Männer (jede konnte an die 200 Mann aufnehmen), eine Baracke für Frauen, eine Leicht-, eine Schwerkrankenbaracke, eine Küchenbaracke mit Speiseraum und die sog. Banja (Badebaracke mit Wäscherei und Entlausungsanstalt).

Die Baracken waren in die Erde eingelassen. (In den Baracken) standen reihenweise Gestelle für je 4 Mann, mit Holzpritschen ohne Auflage zum Schlafen. Man gab uns viermal am Tag zu essen, denn man wollte uns recht bald arbeitsfähig machen. 20 Tage sollten wir Ruhe haben.

Das Essen schlug nicht mehr an, die große Sterblichkeit setzte immer mehr ein, Ruhr und Herzschwäche rafften täglich viele hinweg. ... In einiger Entfernung vom Lager war ein Friedhof angelegt. Die auf dem Transport verstorbenen Kameraden waren in einem Massengrab beerdigt. Dann wurden nur noch Einzelgräber angelegt, 1,50 m tief. Auf einem Pferdekarren fuhr man in der Dunkelheit die Verstorbenen dorthin, sie wurden vollständig entkleidet in die Gräber gebracht.

Nach Ablauf der Erholungszeit wurden wir in Berufsgruppen eingeteilt. ... Die Arbeitszeit dauerte von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Es wurde auch teilweise in 2 Schichten gearbeitet oder zum Verladen von Ziegelsteinen Überstunden bis nach Mitternacht eingelegt; auch sonntags wurde gearbeitet. Die eingesetzten Normen mußten erfüllt werden. Es gab etwas mehr Beköstigung und 5 g Tabak pro Tag, aber keine Löhnung.

Die schwere Arbeit und Unterernährung wirkten sich auch bei den noch kräftigen Männern aus. Beim Baden sah man recht deutlich die abgemagerten Gestalten. Nur die Verschleppten, die einen guten Posten als Antreiber oder (beim) Barackenpersonal erreicht hatten, konnten sich gut ernähren.

Die Frauen arbeiteten z.T. in Ziegeleien, Kolchosen, ... in der Lagerküche und in den Krankenbaracken. Im allgemeinen hielten sich die Frauen gesundheitlich besser als die Männer. Durch Wasser geschwollene Glieder und Durchfall mit Blut wurden von den Russen nur als Krankheit anerkannt. Es fehlte an Medikamenten. Ein Arzt aus Cosel/Oberschlesien tat Dienst in der Baracke der Schwerkranken. ...

Ich hatte so leidlich durchgehalten, obwohl ich auch sehr unter stark geschwollenen Gliedern zu leiden hatte und schließlich arbeitsunfähig wurde. ... Gerüchte über die bevorstehende Heimkehr wurden zum Tagesgespräch im Lager. Am 11. Oktober war es so weit. Ein Transport von 80 Mann und 20 Frauen konnte den Zug besteigen. 21 Rubel zahlte man uns im Zuge für geleistete Arbeit aus und fuhr uns zunächst zur Sammelstelle Nowosibirsk. Hier wurde ein größerer Transport zusammengestellt und in 35tägiger Fahrt die Reise nach Deutschland angetreten.

Die Heimkehr verlief besser als die Fahrt nach Sibirien. Wir waren nicht mehr in den Wagen eingeschlossen. Die Verpflegung war besser, es wurde von deutschen Soldaten gekocht, die den größten Teil der Heimkehrer ausmachten. Trotzdem verstarben in unserem Wagen allein 5 Mann von 42 Insassen, obwohl der starke Wille zur Heimkehr jeden stark zu machen schien. Auch unter den mitfahrenden deutschen Kriegsgefangenen waren sehr viele Todesfälle. Viele dieser Schicksale werden die Angehörigen niemals erfahren. ...

Als wir den Entlassungsschein in den Händen hatten, waren wir endlich frei. Aber nun kam die große Enttäuschung: "Heimatlos".

Hier in Frankfurt haben wir es erst erfahren. Gedrückt fuhren wir nach Berlin, wo uns Auskunft über den Verbleib unserer Angehörigen in Aussicht gestellt worden war. Wir konnten aber keine Auskünfte erhalten. Jeder ging nun seine Wege, fast alle waren ohne Ziel. Unsere Angehörigen waren ja östlich der Oder-Neiße von den Polen vertrieben, die Polen hatten von unseren schönen Städten und Dörfern Besitz ergriffen. ...<<

Verschleppung von umgesiedelten bzw. geflohenen Rußland-Deutschen und "Straftätern" aus Mitteldeutschland sowie die Heimführung der "befreiten Sowjetbürger"

Nach dem Kriegsende wurden die Rußland-Deutschen (volksdeutsche Flüchtlinge und Umsiedler aus den Gebieten der Sowjetunion) grundsätzlich wie sowjetische Staatsbürger bzw. Volksverräter behandelt und gewaltsam in die Sowjetunion verschleppt.

Tausende von Rußland-Deutschen wurden sogar in den Besatzungszonen der westlichen Alliierten festgenommen und deportiert. Die amerikanischen und britischen Besatzungstruppen lieferten nicht selten Rußland-Deutsche unaufgefordert an die sowjetischen Deportationskommandos aus.

Die Sowjets verschleppten ca. 300.000 Rußland-Deutsche (sog. "Zwangsrepatrierte") in die Zwangsarbeitslager der UdSSR (x026/91) und deportierten ferner ca. 40.000 Reichsdeutsche (unter ihnen waren z.B. auch Rotkreuzschwestern, Nachrichtenhelferinnen und verurteilte "Straftäter") aus Mitteldeutschland (x026/063).

Erich Weinert (Präsident des Nationalkomitees "Freies Deutschland") berichtete am 12. Juli 1945 im Radio Moskau über den "freiwilligen Arbeitseinsatz" der Deutschen in der UdSSR (x111/47-48): >>Hunderttausende von Deutschen haben sich davon Rechenschaft gegeben, daß die Wiedergutmachung in Sachwerten in den verwüsteten Gebieten Rußlands die Priorität gegenüber dem Wiederaufbau in Deutschland haben müsse.

Diese Männer haben sich in freier Weise für diese Aufgabe zur Verfügung gestellt. Sie wissen, daß sie mit dem Wiederaufbau der von ihnen zerstörten russischen Städte den Grundstein für die Wiederaufrichtung unserer nationalen Ehre legen. ...<<

Stalin duldete nach dem Kriegsende keine politischen Gegner. Wer sich verdächtig machte oder als unzuverlässig galt, geriet schnell in ein sowjetisches Strafarbeitslager. Ungezählte Sowjetbürger, die das NS-Regime während des 2. Weltkrieges als Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter ins Deutsche Reich verschleppt hatte, wurden nach ihrer Befreiung in der UdSSR inhaftiert. Man schätzte, daß in der Nachkriegszeit mehr als 10 Millionen Gefangene in Stalins Arbeitslagern inhaftiert wurden (x149/131).

Ein ehemaliger NKWD-Beamter berichtete später über das Schicksal der "befreiten und heimgeführten Sowjetbürger" (x133/572-573): >>Im ganzen wurden von 1943-1947 über 5,5 Millionen Russen aus den ehemals besetzten Gebieten repatriert. 20 % wurden zum Tode oder zu 25 Jahren in den Lagern verurteilt - im Grunde ein verlängertes Todesurteil -;

15-20 % erhielten Strafen von 5-10 Jahren;

10 % wurden für mindestens 6 Jahre in die Grenzgegenden Sibiriens verbannt;

15 % wurden als Zwangsarbeiter in den Donbas, Kusbas und andere verwüstete Gebiete geschickt. Ihnen wurde nach Ablauf der Strafzeit nicht erlaubt, in die Heimat zurückzukehren;

15-20 % durften heimkehren, fanden jedoch als nichtregistrierte Arbeitskräfte nur selten Arbeit.

... Die fehlenden 15-20 % sind vermutlich "Schwund", Menschen, die in Rußland "untertauchten", während der Reise umkamen oder flüchteten. ...<<

Ein Pfarrer aus Schwerin berichtete über seine 5jährige Haft in der UdSSR (x149/131): >>Die Gefangenen sind die Zwangskolonisatoren unerschlossener Gebiete, eine Reservearmee unbegrenzter Ausbeutung. Der Zwangsarbeiter ist ein Arbeiter, dem man die härtesten Lebensbedingungen, das ungesundeste Klima, die primitivste und schmutzigste Unterbringung und eine Entlohnung zumuten kann, die sein Leben eben noch fristet. ...

Von der Bahnstrecke Kotlas - Workuta, an deren Fertigung ich noch teilgenommen habe, erzählten die Kameraden, die die ersten Stadien dieser Verlegung mitgemacht haben, daß damals so viele Menschen verhungert, erfroren und an Erschöpfung gestorben seien, daß gleichsam unter jeder Schwelle des Bahnkörpers ein Toter liege.<<

Die Zwangsverschleppung der deutschen Zivilisten und Kriegsgefangenen sowie die Auslieferung der osteuropäischen Verbündeten und sowjetischen Fremdarbeiter, die mehrheitlich nicht freiwillig in die UdSSR zurückkehren wollten, geriet schon bald in Vergessenheit. In der Bundesrepublik Deutschland und der internationalen Öffentlichkeit wurde jahrelang nicht über diese völkerrechtswidrige Versklavung der ost- und volksdeutschen Zivilisten berichtet.

Reichs- und volksdeutsche Verschleppungsoffer, die aus den Deportationsgebieten Ost-Mitteleuropas sowie aus den Besatzungszonen der alliierten Siegermächte in die Sowjetunion verschleppt wurden

Deportationsgebiete	Anzahl der Verschleppten	%	Verschleppungsverluste
Ostpreußen	44.000		19.800
Ostpommern	49.000		22.000
Ostbrandenburg	17.000		7.700
Schlesien	62.000		27.900
Deutsche Ostprovinzen	172.000	1)	77.400
Memelland	10.000	2)	1.000
Danzig	12.000		5.400
Polnische Gebiete des Reichsgaues Danzig-Westpreußen	8.000		3.600
Reichsgau Wartheland, Ostoberschlesien und Generalgouvernement	26.000		11.700
Polnische Gebiete	46.000	3)	20.700
Jugoslawien	30.000	4)	13.500
Rumänien	75.000	5)	33.700
Ungarn	35.000	6)	15.800
Balkan	140.000		63.000
Deutsche Siedlungsgebiete im Ausland	196.000		84.700
Ost-Mitteleuropa	368.000		162.100
Aus den deutschen Reichsgebieten verschleppte Rußland-Deutsche (sog. Zwangsrepatriierte)	300.000	7)	111.000
Aus der SBZ verschleppte "Straftäter"	40.000	8)	8.800
In die UdSSR verschleppte Reichs- und Volksdeutsche	708.000	10)	281.900
Innerhalb der Sowjetunion "umgesiedelte" Rußland-Deutsche	900.000	9)	239.000
Insgesamt	1.608.000		520.900

Quellen: 1) - 3) = x001/83E,87E, x026/91, 4) - 6) = x006/96E, x007/79E, x008/44E, 7) - 10) = x026/31,63,91.

Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 (x010/34): >>Die Anzahl der in die Sowjetunion als "Reparationsverschleppte" sowie "Vertragsumsiedler" verbrachten Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder und Neiße dürfte mehr als 400.000 Menschen betragen haben, wovon ca. 55 % überlebten. Demnach wären in den Lagern und auf Transporten ca. 200.000 verstorben ...<<

Kurt W. Böhme ("Gesucht wird ... Die dramatische Geschichte des Suchdienstes", S. 275) ermittelte sogar rd. 874.000 deutsche Zivilisten, die wahrscheinlich nach Sibirien und Zentralasien verschleppt wurden. Von diesen Deportierten kamen ca. 341.000 in der UdSSR um (x026/91).

Dr. Gerhard Reichling (langjähriger Mitarbeiter des Statistischen Bundesamtes) ermittelte zum "Themenkomplex Verschleppung" für die Vertreibungsgebiete in Ost-Mitteleuropa (ohne reichsdeutsche Bombenevakuierete und Dienstverpflichtete) folgende Zahlen (x037/60): 1.660.000 Reichs- und Volksdeutsche (613.000 Frauen, 796.000 Männer und 251.000 Kinder) wurden damals in sowjetische Deportationslager verschleppt. Während der sowjetischen Verschleppungsaktion kamen etwa 580.000 Deutsche (226.000 Frauen, 258.000 Männer und 96.000 Kinder) um.

Robert H. Jackson (1892-1954, nordamerikanischer Hauptankläger im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß), der das NS-Regime konsequent bekämpfte, kritisierte damals die nordamerikanische Zustimmung zur Sklavenarbeit im Osten (x025/125): >>Was die Welt braucht, ist bestimmt nicht die Idee, die einen aus den Konzentrationslagern herauszuholen und die anderen hineinzustecken, sondern die Konzentrationslager selbst müssen abgeschafft werden. ... Das wirkliche Problem bei der Verschickung von Arbeitskräften wird sein, daß sie niemals wiederkommen. ...<<

Der deutsche Journalist und Schriftsteller Arno Surminski berichtete später über die Deportationen in Ostpreußen (x039/69): >>Die Verschleppung ... vollzog sich in einer unterkühlten, unblutigen Weise, was die Grausamkeit keineswegs milderte. ... Die meisten Männer, die Flucht und Front überlebt hatten, aber auch zahlreiche arbeitsfähige Frauen wurden davon erfaßt. Sie marschierten unter Bewachung ins nächste Sammellager, in dem Transporte nach Rußland vorbereitet wurden.

Sinn dieser Aktion war es offenbar, deutsche Arbeitskräfte zum Aufbau des zerstörten eigenen Landes heranzuziehen. Außerdem sollte die Entfernung der Männer wohl sicherstellen, daß keine Partisanentätigkeit hinter der Front aufflackerte.

Die Verschleppung erfolgte zu einer Zeit, als die Menschen glaubten, das Schlimmste sei vorüber. Es herrschte schon wieder Ruhe, man lebte zurückgezogen auf den Höfen, vom direkten Krieg war kaum noch etwas zu spüren. Plötzlich tauchten kleine Trupps von Soldaten auf. In Begleitung einer Dolmetscherin gingen sie von Haus zu Haus. Es folgten Verhöre ... Nur Krankheit oder sehr hohes Alter konnten einen Mann davor bewahren, verschleppt zu werden. Erschütternde Szenen haben sich weit hinter der Front angespielt, von niemandem bemerkt, in keiner Zeitung, in keiner Chronik erwähnt.

Zahlreiche Soldaten der russischen Sondereinheiten sah man es an, daß es ihnen weiß Gott keinen Spaß machte, ... Familien auseinanderzureißen. ... Es gehört zu den schrecklichen Erfahrungen, die nicht nur wir Deutschen, sondern alle Teilnehmer des Zweiten Weltkrieges gemacht haben, gemacht haben sollten, daß übergeordnete Befehle die Menschen zu Handlungen bringen können, die sie aus eigenem Antrieb nie getan hätten.

Die Verschleppungen vollzogen sich in einer beängstigenden Lautlosigkeit. Es gibt über sie kaum Fotomaterial und keine dokumentarischen Berichte. Tausende sind spurlos vom Erdboden verschwunden. Verschleppte hatten geringere Überlebenschancen als die regulären deutschen Kriegsgefangenen, denn die meisten von ihnen waren alt und kränklich, überlebten nicht einmal den Transport nach Rußland.

Erschütternd zu sehen, wie viele dieser Menschen im festen Glauben an ihre Unschuld ins Verderben gerieten. Sie dachten noch in hergebrachten Maßstäben. Wer niemand geschlagen, getötet, betrogen oder bestohlen hat, ist nicht schuldig. ...<<

Der deutsche Historiker Herbert Mitzka schrieb später in seinem Buch "Zur Geschichte der Massendeportationen von Ostdeutschen in die Sowjetunion im Jahre 1945" (x024/100): >>... Es ist eine Tatsache, daß heute in der westdeutschen Bevölkerung erhebliche Informationsdefizite über die Deportations- und Vertreibungsverbrechen bestehen, die 1945 im Osten begangen worden sind.

Zwar ist das Faktum der Vertreibung vor allem in der älteren Generation noch bekannt, aber die Massendeportationen von Ostdeutschen aus den Gebieten jenseits der Oder und Neiße und

von Volksdeutschen aus Südosteuropa in die Sowjetunion in einer Größenordnung, die dem jüdischen Bevölkerungsanteil in Deutschland im Jahre 1933 entspricht, sind nicht nur den Durchschnittsbürgern, sondern erstaunlicherweise auch den meisten Intellektuellen in der Bundesrepublik unbekannt geblieben.

Die Presse der Heimatvertriebenen hat letztlich nur Aufklärung und Information über diese Problematik bei denen betreiben können, die es eigentlich schon von Anfang an gewußt haben. Auch waren viele Verbrechen, die in diesem Zusammenhang von den überlebenden Opfern berichtet wurden, so haarsträubend, daß sie von den Westdeutschen für übertrieben gehalten und deshalb teilweise nicht geglaubt wurden.<<

Der deutsche Historiker Andreas Hillgruber (1925-1989, seit 1965 Prof. in Marburg, Freiburg und Köln) berichtete später über die Verschleppung der Reichs- und Volksdeutschen aus Ost-Mitteuropa (x024/102): >>Gegenüber der Flucht und Vertreibung, die vielfach beschrieben wurden, ist die Deportation von ca. 500.000 Deutschen ... ins Innere der Sowjetunion zu sehr in den Hintergrund getreten, obwohl gerade diese Seite der Eroberung des deutschen Ostens wie der übrigen ostmitteleuropäischen Gebiete charakteristisch für das stalinistische System des Sowjetkommunismus war. ...<<

Der deutsche Jurist und Publizist Heinz Nawratil (1937-2015) berichtete später über die Verschleppung der Reichs- und Volksdeutschen aus Ost-Mitteuropa (x160/3,5): >>Nach Massenmord und Massenflucht war die Verschleppung zur Zwangsarbeit der dritte Apokalyptische Reiter, der über die Vertreibungsgebiete hinwegfegte. Auf der Jalta-Konferenz im Februar 1945 hatten Churchill und Roosevelt Stalin zugestanden, unter der ostdeutschen Zivilbevölkerung auf Sklavenjagd zu gehen.

"Reparations in kind" – Reparationen in Sachleistung, so nannte man in London und Washington diesen Rückfall in die Barbarei. Besonders entsetzt reagierte der spätere US-Chefankläger in Nürnberg, Robert H. Jackson. Er mußte nämlich in den Kriegsverbrecher-Prozessen wegen des gleichen Deliktes anklagen. ...

>>... Von Hunderttausenden deutscher Zwangsarbeiter überlebte ... nur etwa jeder zweite (genau: 55 %).<<

Das deutsche Nachrichtenmagazin "COMPACT-Geschichte" Nr. 8 berichtete später (im Oktober 2019) über die Zwangsverschleppung der Volks- und Ostdeutschen (x358/62-66):

>>**Der Tod sprach polnisch**

_ von Gero Bernhardt

Zahlreiche KZs der Nazis im Osten wurden nach dem Krieg weiter genutzt. Sie dienten als Sammellager zur Deportation von Deutschen in Stalins Gulags ...

Abtransport in Auschwitz

Selbst die Infrastruktur von Auschwitz - dem Inbegriff des Holocaust - nutzte man nach der Befreiung der Überlebenden weiter, wie der polnische Völkerrechtler Szkotnicki 1996 in einer Dokumentation berichtete. ...

Stalin nutzte das Auschwitz Gebiet gleich nach dem 27. Januar 1945, als die Rote Armee dort eintraf, als Deportationszentrum zur Massenverschleppung von Deutschen per Bahn in die Gulags. Schon am 28. Mai 1945 rollte ein Zug mit 1.200 Kriegsgefangenen und 200 Zivilpersonen von dort nach Karaganda in Kasachstan. Anfang Juni 1945 wurden in Auschwitz Waggons mit 1.800 gefangenen deutschen Soldaten und 200 Zivilisten zur Fahrt ins sibirische Lager Prokopjewsk beladen.

Am 12. Juni mußten von dort aus 2.000 Kriegsgefangene und 150 zivile Personen die Fahrt nach Kuibyschew bei Nowosibirsk antreten. Am Tag darauf folgte ein Deportationszug mit 2.000 Menschen ins sibirische Lager Kiselevsk-Baidajew. So ging es in den darauffolgenden Monaten weiter.

Die Transporte in sowjetische Lager dauerten oft bis zu sechs Wochen. Viele Verschleppte mußten schon unterwegs ihr Leben lassen. Sie starben an Seuchen und Krankheiten, Mangel-

ernährung, Durst, sengender Hitze, klirrender Kälte und oft auch infolge von Mißhandlungen durch das Wachpersonal.

Nur eine Minderheit derer, die dann das Ziel erreichten, überlebte die Torturen in Stalins Lagern. Nach Angaben des israelischen Historikers Benjamin Pinkus sind rund 300.000 deutsche Zivilisten im Zuge der sowjetischen Deportationen in der Nachkriegszeit umgekommen.

...<<

Schlußbemerkungen

Der nordamerikanische Völkerrechtler und Historiker Dr. Alfred M. de Zayas berichtete später über die Verschleppung der Reichs- und Volksdeutschen in die Sowjetunion (x039/143-144): >>Ein Sonderkapitel der Flucht bietet die Verschleppung deutscher Zivilpersonen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion, denn gerade aus Angst vor diesen Deportationen ergriffen viele Ostdeutsche die Flucht.

Von den zurückgebliebenen oder unterwegs überrollten Ostpreußen, Pommern, Brandenburgern und Schlesiern wurden 218.000 verschleppt. Mehr als 100.000 kamen bei den Strapazen um oder erlagen der Kälte oder dem Hunger. Außer den Reichsdeutschen wurden auch Hunderttausende von Volksdeutschen aus Polen, Rumänien, Jugoslawien und Ungarn als sogenannte "Reparationsverschleppte" deportiert. Auch bei ihnen lag die Sterbeziffer um 45 Prozent.

Der Begriff "Reparationsverschleppte" besagt, daß die Siegermächte Reparationen aus Deutschland in der Form von Arbeitsleistungen forderten. Die Frage wurde auf der Jalta-Konferenz (4.-11. Februar 1945) erörtert und die Entscheidung in einem von Churchill, Roosevelt und Stalin unterzeichneten Protokoll vom 11. Februar 1945 festgehalten, wonach "Reparations in kind" anstelle von Geldreparationen aus Deutschland zu nehmen seien. Der Begriff "Reparations in kind" wurde dahingehend definiert, daß Lieferungen aus der laufenden deutschen Produktion, Demontage deutscher Industrien und Verwendung deutscher Arbeitskräfte eingeschlossen waren.

Eine Reparationskommission mit einem sowjetischen, einem amerikanischen und einem britischen Mitglied wurde in Moskau gebildet. Daher tragen die westlichen Alliierten auch die Mitverantwortung an dem Massensterben der deutschen Reparationsverschleppten.

Die Verschleppungen begannen allerdings bereits vor der Konferenz von Jalta, also lange vor der Absprache mit den Westalliierten. Für die Volksdeutschen im rumänischen Banat und in Siebenbürgen begannen sie im Herbst 1944, für die Ostpreußen im Januar 1945. ...

Die Umstände der Internierung und die Transporte in russischen Güterzügen waren erbärmlich. Männer von 17 bis 60 Jahren, Frauen von 15 bis 50 Jahren wurden erfaßt; wobei viele junge Mütter von ihren Kindern getrennt wurden.

Nach der Ankunft in den Arbeitslagern mußten die erschöpften Menschen schwere körperliche Arbeiten leisten, so in Kohlengruben, Ziegeleien, Panzerfabriken, beim Kanalbau und im Steinbruch. Nur wenn sie sehr krank und arbeitsunfähig waren, wurden sie frühzeitig nach Deutschland zurückgeschickt. Die anderen folgten erst 1947, 1948, 1949 oder noch später.

Von den Millionen Vertriebenen haben die "Reparationsverschleppten" am meisten gelitten, denn sie verloren nicht nur die Heimat, sondern leisteten jahrelang Sklavenarbeit, wie die Besiegten in der Zeit der ägyptischen Pharaonen. Rund die Hälfte dieser Sklaven des 20. Jahrhunderts ist umgekommen. ...<<

Die sog. Befreiungs- und Nachkriegskatastrophen in Ost-Mitteleuropa wurden bis zum heutigen Tag von allen deutschen Regierungen tabuisiert und feige verdrängt, um die vermeintlich guten diplomatischen Beziehungen mit den osteuropäischen Staaten nicht zu stören oder zu gefährden.

Das Deutsche Reich von 1871 war bis zum Abschluß des Waffenstillstandsabkommens vom 11. November 1918 der letzte souveräne deutsche Staat bzw. das letzte gültige Völkerrechts-

subjekt.

Infolge der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens am 11. November 1918 und der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages am 28. Juni 1919 wurde die Geschäftsfähigkeit der Deutschen durch die Siegermächte drastisch eingeschränkt.

Nach nur 47 Jahren der Freiheit begann für die Deutschen eine endlose Zeit der Unfreiheit. Deutschland zählt seit dem Abschluß des Waffenstillstandsabkommens vom 11. November 1918 zu den wirtschaftlich und politisch entmündigten Staatsgebilden (Staaten ohne Selbstbestimmung). Die Deutschen besitzen seither keine frei gewählte Verfassung und keinen souveränen Staat (Staatsgebiet, Staatsvolk, Staatsgewalt).

Nach über 100 Jahren der Entmündigung, der politischen Unterdrückung, der wirtschaftlichen Ausbeutung und der ideologischen Umerziehung wird es allmählich Zeit, dem deutschen Volk das Recht auf Selbstbestimmung zurückzugeben. Vorübergehende Einschränkungen der Souveränität sind gemäß Haager Landkriegsordnung legal. Die dauernde Einschränkung der Souveränität ist jedoch völkerrechtlich verboten.

Die Deutschen haben wie alle Völker das Recht, in Frieden und Freiheit sowie ohne Vormundschaft zu leben.

Die UN-Sozialcharta über das Selbstbestimmungsrecht der Völker lautet z.B. wie folgt (x870/...): >>... Artikel 1

(1) Alle Völker haben das Recht auf Selbstbestimmung. Kraft dieses Rechts entscheiden sie frei über ihren politischen Status und gestalten in Freiheit ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung.

(2) Alle Völker können für ihre eigenen Zwecke frei über ihre natürlichen Reichtümer und Mittel verfügen, unbeschadet aller Verpflichtungen, die aus der internationalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit auf der Grundlage des gegenseitigen Wohles sowie aus dem Völkerrecht erwachsen. In keinem Fall darf ein Volk seiner eigenen Existenzmittel beraubt werden.

(3) Die Vertragsstaaten, einschließlich der Staaten, die für die Verwaltung von Gebieten ohne Selbstregierung und von Treuhandgebieten verantwortlich sind, haben entsprechend der Charta der Vereinten Nationen die Verwirklichung des Rechts auf Selbstbestimmung zu fördern und dieses Recht zu achten.<<

Wir dürfen nicht länger tatenlos zusehen, wie die Destabilisierungsmaßnahmen der internationalen NWO-Verbrecherorganisationen unser Land allmählich vernichten, sondern wir müssen uns endlich wehren. Die Rückgewinnung der Freiheit und den Erhalt der Heimat wird es nicht kampfflos geben!

Bei dem Entscheidungskampf gegen das globale Terrorimperium geht es nicht nur um die Wiedergewinnung unserer Freiheit und um Sein oder Nichtsein, sondern es geht auch um die traditionelle Verpflichtung, das mehr als tausendjährige materielle und immaterielle Erbe unserer Vorfahren für unsere Nachkommen zu bewahren. Wir sind es nicht nur unserer eigenen Selbstachtung, sondern auch unseren Vorfahren und vor allem den nachfolgenden Generationen schuldig, alles für den Erhalt unserer deutschen Heimat zu tun.

Allmächtiger, allwissender Gott, himmlischer Vater!
Verleihe uns die nötige Kraft, Mut und Zuversicht,
damit wir unsere Heimat Deutschland endlich befreien
und für unsere Nachkommen bewahren können.
Mit deiner Hilfe werden wir unser deutsches Volk
und unsere Heimat mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften
bis zum letzten Atemzug verteidigen,
denn wir sind es unseren Vorfahren und
unseren nachfolgenden Generationen schuldig.

Vater unser im Himmel
Geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute.
Und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich
und die Kraft und die Herrlichkeit
in Ewigkeit.
Amen.

GOTT MIT UNS

Hinweise für den Leser

Einstellungstermin: 01.11.2021

Die PDF-Datei wird **kostenlos** zur Verfügung gestellt.

Rechtschreibregeln: Das Sonderheft Nr. 14 wurde nach den "alten Rechtschreibregeln" erstellt.

Zitate: Die zitierten Zeitzeugenberichte, Berichte von Historikern, Publikationen und sonstige Quellentexte werden stets mit offenen Klammern >> ... << gekennzeichnet.

Bei Auslassungen ... wurde sorgfältig darauf geachtet, daß der ursprüngliche Sinnzusammenhang der Zitate nicht unzulässig gekürzt oder verfälscht wurde.

Anregungen und Kritik: Für Anregungen bin ich stets dankbar. Sollten mir Fehler unterlaufen sein, bitte ich um Nachsicht und Benachrichtigung.

Quellen- und Literaturnachweis

Die Quellenangaben kennzeichnen nur die Fundstellen. Nach dem x wird der Buchtitel und nach dem Schrägstrich die Seite angegeben.

Beispiel: (x001/79) = Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa Band I, Seite 79.

x001	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. <u>Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 1.</u> Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x002	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. <u>Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 2.</u> Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x003	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. <u>Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 3.</u> Polnische Gesetze und Verordnungen 1944-1955. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x004	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa IV. <u>Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Band 1.</u> Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x005	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa IV. <u>Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Band 2.</u> Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x006	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa V. <u>Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien.</u> Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1961. München 1984.

x007	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa III. <u>Das Schicksal der Deutschen in Rumänien</u> . Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x008	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa II. <u>Das Schicksal der Deutschen in Ungarn</u> . Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1956. München 1984.
x010	Bundesarchiv Koblenz; Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): <u>Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948</u> . Bericht des Bundesarchivs vom 28.05.1974, Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte. Bonn 1989.
x024	Kuhn, Ekkehard: <u>Nicht Rache, nicht Vergeltung</u> . Die deutschen Vertriebenen. Frankfurt/Main; Berlin 1989.
x025	Nawratil, Heinz: <u>Vertreibungs-Verbrechen an Deutschen</u> . Tatbestand, Motive, Bewältigung. 4. überarbeitete Auflage. Frankfurt/Main; Berlin 1987
x026	Nawratil, Heinz: Die deutschen Nachkriegsverluste unter Vertriebenen, Gefangenen und Verschleppten. München/Berlin 1988.
x037	Sander, Helke, und Barbara Johr (Hg.): <u>Befreier und Befreite</u> . Krieg, Vergewaltigungen, Kinder. Frankfurt/Main 1995.
x039	Grube, Frank, und Gerhard Richter: <u>Flucht und Vertreibung</u> . Deutschland zwischen 1944 und 1947. Hamburg 1980.
x043	Zentner, Christian u.a.: <u>DAS DRITTE REICH</u> (Sammeldokumentation). John Jahr Verlag, Hamburg 1976.
x046	Hoffmann, Joachim: <u>Stalins Vernichtungskrieg</u> . Planung, Ausführung und Dokumentation. 7. Auflage. München 2001.
x051	Zentner, Christian, und Friedemann Bedürftig (Hg.): Das große Lexikon des Dritten Reiches. München 1985.
x077	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): <u>Verletzungen von Menschenrechten</u> . Eine Dokumentation der Verletzungen und Rechtsverpflichtungen zum Schutz der Menschenrechte. 3. erweiterte Auflage. Bonn 1985
x111	Overesch, Manfred, und Jork Artelt: <u>Das besetzte Deutschland 1945-1947</u> . Eine Tageschronik der Politik - Wirtschaft - Kultur. Augsburg 1992.
x133	Tolstoy, Nikolai: <u>Die Verratenen von Jalta</u> . Englands Schuld vor der Geschichte. 3. Auflage. München/Wien 1985.
x149	Klett, Ernst (Hg.): <u>Erinnern und urteilen</u> . Unterrichtseinheiten Geschichte, Band IV. E. Klett Verlag, Stuttgart 1982.
x160	Bund der Vertriebenen (Hg.): <u>Die Vertreibung der Deutschen - unbewältigte Vergangenheit Europas</u> . 29. Kulturelle Arbeitshefte. 4. Auflage. Bonn 1996.
x358	Elsässer, Jürgen (Hg.): <u>Verbrechen an Deutschen</u> . Vertreibung, Bombenterror, Massenvergewaltigungen. COMPACT-Geschichte Nr. 8. Werder (Havel) 2019.

Internet

x870	http://www.sozialpakt.info/selbstbestimmungsrecht-der-voelker-3181/ – Juli 2016.
------	--